



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 20, Nr. 3 March 15, 1967

Köln: Bund-Verlag, March 15, 1967

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

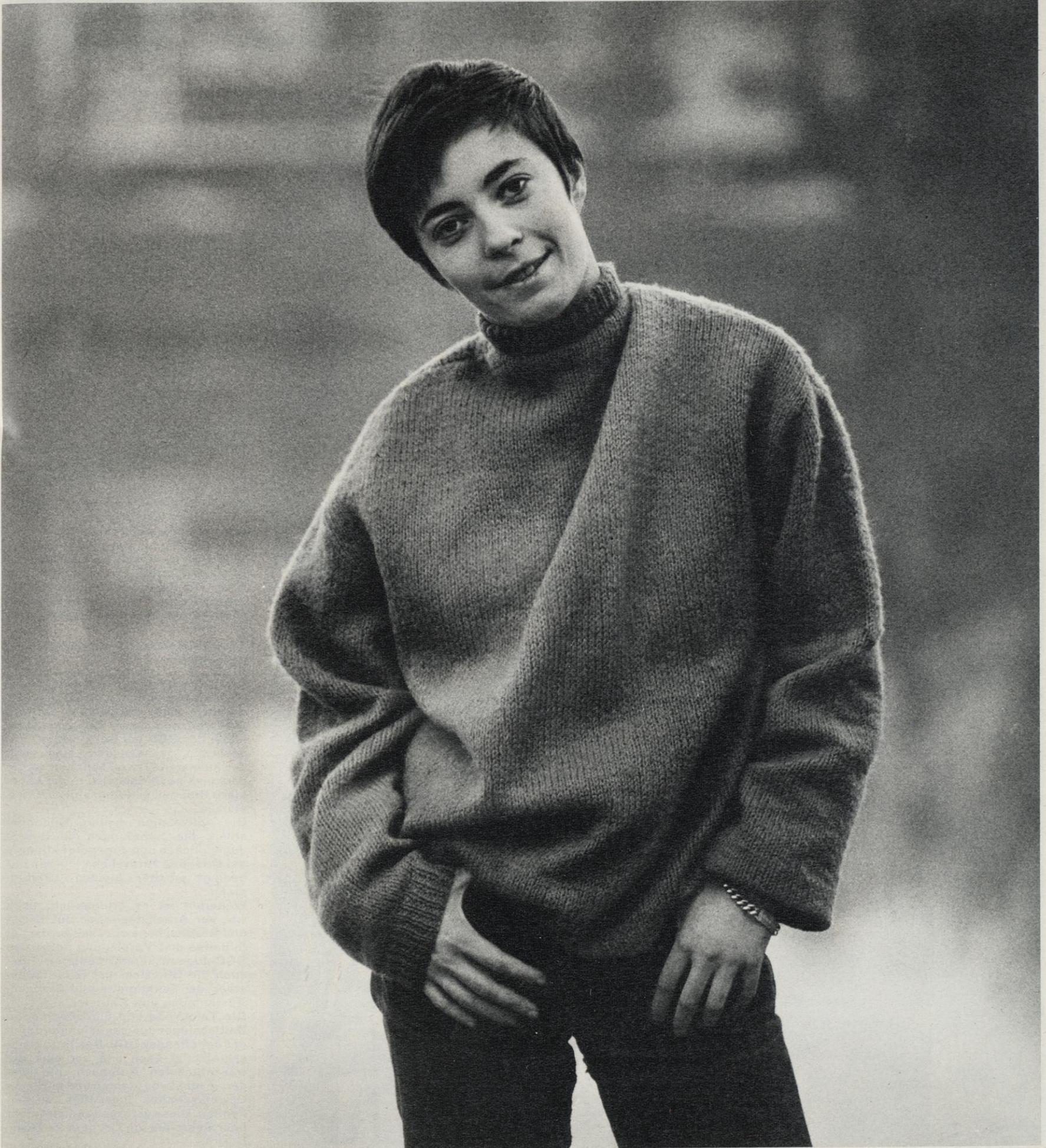
When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

3

Köln, 15. März 1967 . 20. Jahrgang . Preis 50 Pfennig

Dieser Gassenjunge ist...? Siehe Seiten 20/21 Foto: Paul Almasy



Gewerkschafts- jugend hat große Sorgen



Der Beschluß des DGB-Bundesvorstandes, der u. a. einschneidende, sich rückschrittlich auswirkende Maßnahmen beinhaltet, würde uns um so härter treffen, da in weiten Teilen Baden-Württembergs ein gewerkschaftliches Bewußtsein der Mitglieder nicht ausreichend vorhanden ist. Eine Bestätigung der Beschlüsse des DGB-Bundesvorstandes durch den Bundesausschuß in vollem Umfang würde die Jugendbildungsarbeit und damit die Substanz der Gesamtorganisation auf weite Sichtschwächen.

Auswirkungen auf dem gewerkschaftlichen Sektor

Die vorwiegend in Mittel- und Kleinstädten bestehenden DGB-Jugendgruppen sind weitgehend auf die Unterstützung durch den Jugendsekretär des DGB auf Bezirksebene angewiesen. Insbesondere sind viele der kleineren Gewerkschaften weder personell noch finanziell in der Lage, diese Gruppen wirkungsvoll zu unterstützen.

Die notwendige weitere Bildungsarbeit, die Schulungen für unsere Jugendlichen und Jugendfunktionäre auf Orts- und Kreisebene müssen unbedingt erhalten bleiben (Stufenplan).

Weiterhin ist es erforderlich, nach wie vor Arbeitstagen auf Kreis- und Bezirksebene abzuhalten, die der Initiative und Vorplanung durch den DGB-Jugendsekretär bedürfen – der auch die Übersicht hat (Zusammenarbeit der Funktionäre und Gruppen, Abstimmung von Aktionen usw.).

Die Teilnahme und Einflußnahme in Betriebsjugendversammlungen durch den betreffenden DGB-Bezirksjugendsekretär ist nach wie vor eine der wesentlichsten Aufgaben, die wiederum nicht von kleinen und mittleren Gewerkschaften bewältigt werden können. Diese verfügen zumeist nicht über Sekretäre am Ort oder im DGB-Bezirk.



Fotos: Udo Hoffmann

Eine beeinflussende Mitwirkung in den Stadt- und Kreisjugendringen und anderen überverbandlichen Institutionen (z. B. Jugendwohlfahrtsausschüssen) erfordert erhöhte Aktivität der Jugendfunktionäre, insbesondere des Jugendsekretärs (finanzielle Zuschüsse, jugendpolitische Entscheidungen, demokratische Mitwirkung und Bildungsarbeit).

Die vorgesehene Umwandlung der Jugendkonferenzen in Jugend-Arbeits-Tagungen erscheint diskriminierend. Unsere verantwortlichen Jugendfunktionäre, die über besondere Erfahrungen gerade in der Tätigkeit für die junge Generation verfügen, dürfen nicht von der Antragstellung zu Kongressen ausgeschlossen werden.

Auswirkungen im Bereich konkurrierender Jugendverbände

In der Zeit, in der die konfessionellen Jugendverbände über entscheidende Beeinflussungsmöglichkeiten verfügen – ja, teilweise eine Monopolstellung in bezug auf die Bewußtseinsbildung der Jugend halten (beim Kindergarten angefangen, bis zum Altersheim), würde uns im Falle eines Abbaues der Jugendsekretariate usw. die bescheidene Arbeitsbasis in verschiedenen Gebieten Baden-Württembergs entzogen.

Unternehmer verstärken ihre Jugendarbeit

Die Unternehmerverbände haben die Bedeutung der Jugendarbeit erkannt, die sie in letzter Zeit in großem Umfang verstärken. Würde der Personenkreis, der eine wesentliche Hilfestellung für die Bildung der arbeitenden Jugend leistet, finanziellen Erwägungen zufolge geopfert, könnte dies zu einer bedenklichen Schwächung führen. Unsere Gegner scheinen dies erkannt zu haben.

Noch mehr Einfluß für Massenmedien?

Herrschende Kreise, welche die Massenmedien zu einer Beeinflussung gerade unserer jungen Generation in teils unverantwortlicher Weise mißbrauchen, würden – bei einschneidenden Maßnahmen in unserer Jugendbildungsarbeit – weitere Einbrüche erzielen.

Mögen unsere nur Teilbereiche erwähnenden Argumente ausreichen für einen Entschluß, uns an entscheidender Stelle zu unterstützen!

Mit gewerkschaftlichen Grüßen!
Die Mitglieder des DGB-Landesbezirksjugendausschusses Baden-Württemberg
Lothar Beck, IG Druck und Papier,
Bert Schröder, IG Metall,
Hans-Dieter Holl, Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen.



Als im vorigen Jahr auf dem DGB-Kongreß Günther Stephan seinen Bericht über die Jugendarbeit gab, mußte er auch erwähnen, daß die Zahl der jugendlichen Mitglieder unter 21 Jahren der Gewerkschaften im Laufe von drei Jahren um rund 100000 abgenommen habe. Man hätte erwarten können, daß eine solche Tatsache für die Delegierten ein Alarmruf sein müsse. Aber über diesen Punkt wurde nicht diskutiert. Leichtsinngig? Desinteresse? Beides wohl nicht angebracht bei dieser schwerwiegenden Tatsache, die doch im Grunde an der Wurzel der Gewerkschaften zehrt. Gewiß, es gibt Gewerkschaften, die die Zahl ihrer jugendlichen Mitglieder auch in den letzten Jahren vermehren konnten, aber es gibt auch solche, die einen andauernden Abgang zu verzeichnen haben. Ihnen hätte mit einer Diskussion über die Gründe des Abgangs geholfen werden können.

Nunmehr wird bekannt, daß im Zuge der Sparmaßnahmen des DGB 39 Jugendsekretäre eingespart werden sollen. Also praktisch Abbau der Jugendarbeit, in einer Zeit, die eine verstärkte Jugendarbeit erfordert. Nicht nur aus den schon angeführten Gründen, sondern auch, weil der neu etablierte Nationalismus sich besonders an die Jugend wendet, die nur allzuleicht den nationalistischen Rattenfängertönen verfallen könnte. Nicht Abbau, sondern Verstärkung der Jugendarbeit ist notwendig, um die jungen Menschen gegen den Nationalismus und Antidemokratismus immun zu machen.

Es wird immer und immer wieder betont, daß in der Bundesrepublik eine Jugend heranwächst, die an der Barbarei unserer jüngsten Vergangenheit schuldlos sei. Sie ist in der Tat schuldlos, aber nicht selten wird sie im Ausland mit der Vergangenheit konfrontiert. Dann muß sie Rede und Antwort stehen.

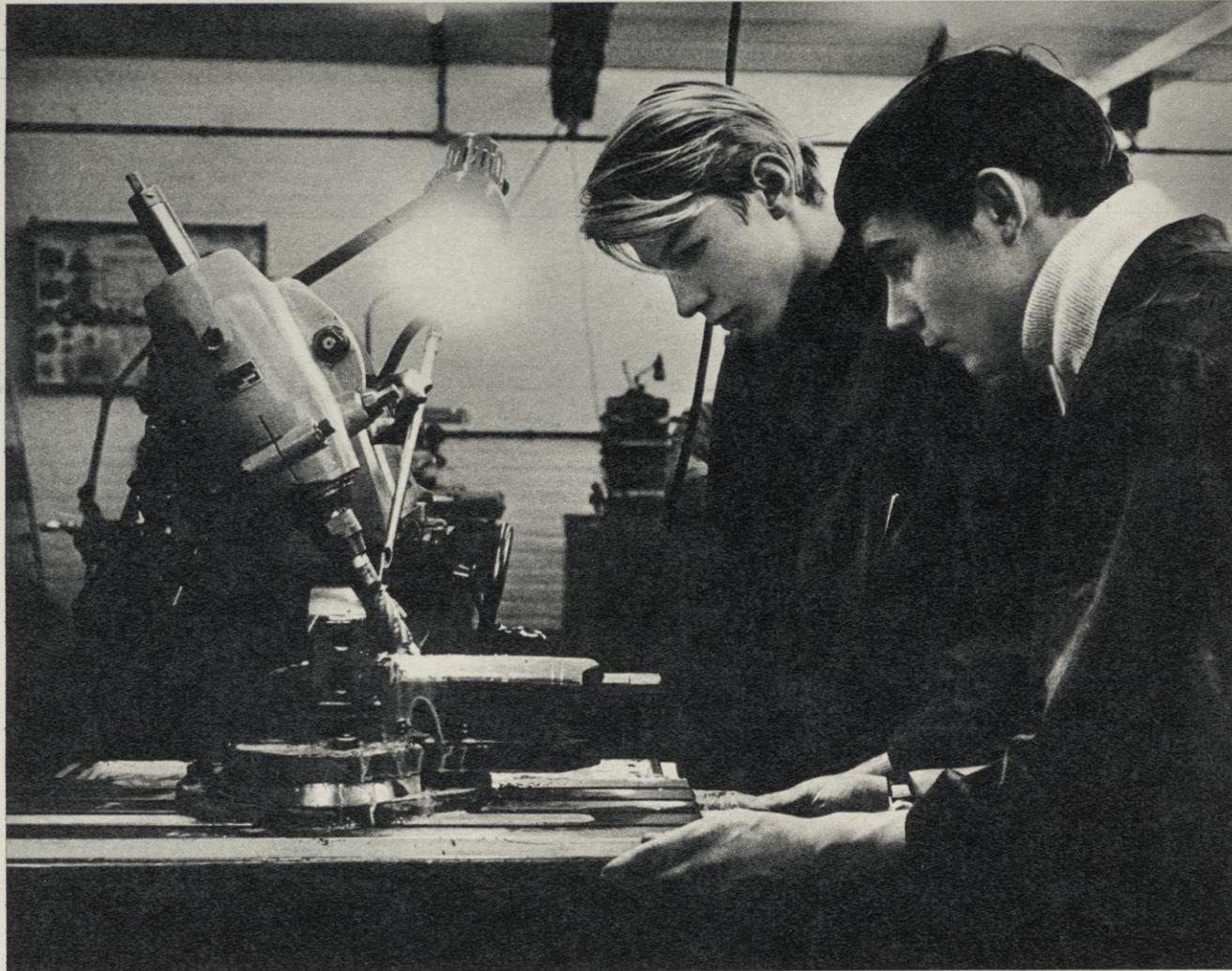
Und sie muß auch den Nationalisten und Antisemiten Rede und Antwort stehen. Das kann sie aber nur, wenn sie politisch gebildet ist. Die Schule leistet da kaum einen Beitrag. Wer aber soll sie bilden und ihr demokratisches Bewußtsein stärken, wenn nicht die größte demokratische Organisation der Bundesrepublik, die von den Gewerkschaften gebildet ist?

Noch ist über den Abbau der Jugendsekretäre nicht endgültig beschlossen. Der DGB hat einen Solidaritätsfond, aus dem Mittel für manche segensreiche Aktion gegeben wurden.

Wäre die Verhinderung des Abbaus der Jugendarbeit, wenn wirklich keine andere Möglichkeit besteht, durch Mittel dieses Fonds nicht einer der notwendigsten und schönsten Akte?

Hans Dohrenbusch

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln



Erschreckender Mangel an Demokratie

Es gibt keine stärkere und verlässlichere Stütze für den Bestand unserer Staats- und Gesellschaftsform als den Willen der Bürger, den man nicht durch Gesetze erzwingen oder durch Befehle ersetzen kann. Diese Feststellung traf der DGB-Vorsitzende Ludwig Rosenberg am 31. Januar 1967 auf der vom Deutschen Gewerkschaftsbund veranstalteten Forumdiskussion „Gefahren durch Notstandsgesetze“ in Bonn.

Zwei Tatsachen hätten Veranlassung zu dieser Veranstaltung gegeben. Erstens erblickten die Gewerkschaften in den bereits verabschiedeten und noch geplanten Notstandsgesetzen eine ernste Gefahr für die ihnen so entscheidenden und unabdingbaren Rechte des Bürgers in Staat und Gesellschaft abhingen. So erfüllte dieses Forumgespräch eine doppelte Aufgabe. Es versuche, in freier und fairer Diskussion die gegenteiligen Standpunkte zu einer entscheidenden Frage unserer Staats- und Gesell-

schaftsform darzustellen und zu klären. Darüber hinaus weise es die Öffentlichkeit und jeden Staatsbürger auf seine Verpflichtung hin, sich zu wichtigen Entscheidungen in Staat und Gesellschaft eine Meinung zu bilden und sich zu dieser seiner Meinung zu bekennen.

Kein vernünftiger Mensch, so erklärte Rosenberg, werde behaupten, daß es einen äußeren Notstand niemals geben könnte. Niemand bestreite dem Parlament und den Regierenden das Recht, in solchen Fällen entsprechend zu handeln. Aber in unserer jungen Demokratie dürfe es nicht vorstellbar sein, daß das gewählte und dem Volk verantwortliche Parlament gerade in Zeiten der Not seine Aufgabe nicht erfüllen kann. Wenn jemals, so habe es dann seine Pflicht – unter was auch immer für Umständen – zu tun. Und es werde keine Schwierigkeiten haben, seine Pflicht zu erfüllen, wenn es sich auf ein Volk stützen kann, das Staatsbewußtsein und Verantwortung der Bürger in einem demokratischen Staat kennt. Daher komme alles darauf an, dieses Volk zu bewußt engagierten Demokraten zu machen. Hier fehle noch so viel, daß man ohne Übertreibung da-

von sprechen könnte, daß diese Bundesrepublik Deutschland unter einem erschreckenden Mangel an Demokratie leidet – der ihr gefährlichster permanenter Notstand ist. In der Erziehung unserer Jugend in den Schulen und Hochschulen, im Betrieb und im täglichen Leben – da werde der demokratische Bürger geformt, der sich in Zeiten der Not bewährt oder versagt.

Im Kampf gegen offene und getarnte Gegner der Demokratie, im Bekenntnis und der Zivilcourage der Regierenden und der Bürger dieses Volkes werde entschieden, wie sich dieses Volk in Notzeiten verhält. Kein noch so ausgeklügelter bürokratischer Perfektionismus könne ersetzen, was hier fehlt. So sei diese Diskussion um die Notstandsgesetzgebung eine Diskussion um das Staatsbewußtsein und die Verantwortungsbereitschaft der Bürger in diesem Staat und für diesen Staat. Das schaffe man nicht mit Notstandsgesetzen. Deshalb werde ein solcher Versuch scheitern, und deshalb lehnten die Gewerkschaften ihn als untaugliches, ja als gefährliches Mittel ab.

Katz und Maus

Vertreter von 75 Traditions- und Soldatenverbänden der ehemaligen deutschen Wehrmacht haben eine Flugblattaktion (Auflage 100.000 Stück) gegen den Film „Katz und Maus“ beschlossen, meldet AP.

Anlaß des Protestes ist eine Filmszene, in der Brandt der Jüngere getreu der Graßschen Buchvorlage und von der freiwilligen Filmselbstkontrolle nur unwesentlich beschnitten, mit dem Ritterkreuz pubertären Schabernack treibt. Die Soldatenverbände haben außerdem die rechtlichen Möglichkeiten für ein Strafverfahren prüfen lassen und hoffen, daß die Staatsanwaltschaft auf ihren Antrag hin das öffentliche Interesse bejahen und ein Verfahren eröffnen wird.

Armer Staatsanwalt, was ist ihm da auf den Schreibtisch gekommen! Langjährige Routine, erworben im Umgang mit juristisch klar faßbaren Untaten wie Taxi-, Lust- und sonstigen Morden versagt und hilft ihm angesichts des Unfaßbaren nicht weiter. Das höchste Ordensgut der Nation von Bubenhand entweiht!

Entweiht? Hier stock' ich schon, grübelt der öffentliche Ankläger. Denn dies, so schlußfolgert er mit der dem Juristen eigenen Schärfe, setzte wohl den voraus-

gegangenen Tatbestand einer Weihe voraus, und wenn er sich in Erinnerung ruft, wann und von wem dieses Kreuz seine Weihe empfing, scheint es ihm geraten, den eingeschlagenen Gedankenpfad flugs wieder zu verlassen.

Vielleicht führt das öffentliche Interesse weiter. In der Tat, hier können wir dem geplagten Rechtsdiener hilfreich unter die Arme greifen und ihm ein paar Indizien andienen, die wohl eine Weile zurückliegen, nichtsdestoweniger jedoch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auf ein lebhaftes öffentliches Interesse an besagter Auszeichnung schließen lassen.

Im Jahre 45 wurde die Öffentlichkeit im besetzten Deutschland zu einem umstandsbedingt hohen Prozentsatz auch von Besatzungssoldaten repräsentiert. Ihre Spinde waren das heimliche Fort Knox unseres Landes, denn dort lagerte, säuberlich in Stangen verpackt, die eigentliche deutsche Währung: Zigaretten. Zehn und mehr dieser Barren, je nach Marktlage, mußte ein GI in den Beutel tun, wollte er in den Besitz jener Halszierde gelangen, die heute bei uns wieder in so hohem Ansehen steht, daß der Staatsanwalt bemüht wird; die damals

jedoch von eben jenen, die jetzt nach dem Staatsanwalt rufen, solange der Vorrat reichte an jeder Straßenecke unter der Hand feilgeboten wurde.

Der Chronist hat es selbst erlebt und erinnert sich mit eidesfähiger Deutlichkeit zahlloser ehemaliger Wehrmacht-kameraden, die ihn, mangels eigener Englischkenntnisse, mit einschlägigen Kommissionsgeschäften betrauten. Nicht ohne innere Rührung sieht er die Bilder wieder vor sich: bärtige Männer, die für amerikanische Zigaretten ihr Letztes gaben. Denn damals, im Jahre 1945, waren die eisernen und sonstigen Kreuze tatsächlich das Letzte...

Zwanzig Jahre später zeigt der deutsche Film den Junghelden Mahlke, den Orden nicht eben höher respektierend als die überlebenden Raucher von damals – und die Traditions- und Soldatenverbände erklimmen stracks die Barrikaden.

Höchst wunderlich ist dieses Phänomen formierter Vergeßlichkeit fürwahr. Oder sollten sich in den klagenden Verbänden nur Nichtraucher zusammengeschlossen haben? Das wäre freilich auch eine Möglichkeit.

Gerd Angermann

Keine Gratifikationsrückzahlung bei Lehrvertragsende

Eine erfreuliche Entscheidung zu einem unerfreulichen Thema, nämlich der Wirksamkeit von Rückzahlungsklauseln bei Gratifikationszahlung, fällt das BAG am 12. 11. 1966 – 5 AZR 202/66 – Lehrlinge betreffend –. Im Prinzip vertritt das BAG die Meinung, daß der Berufswechsel eines Lehrlings auch nicht durch Gratifikationsrückzahlungsforderung des Lehrherrn erschwert werden darf. Der Vorbehalt, der Rückzahlung einer Gratifikation im Falle der Kündigung des Arbeitsverhältnisses durch den Arbeitnehmer, erstrecke sich nicht ohne weiteres auch auf eine Mitteilung des Lehrlings nach § 8 des Einheitslehrvertrages der Industrie- und Handelskammern, daß er die Eingehung eines Arbeitsverhältnisses nach Abschluß der Lehre ablehne.

Lehrvertrag und Arbeitsvertrag seien zwar eng miteinander verwandt. Der Lehrvertrag beinhalte aber ein arbeitsrechtliches Ausbildungsverhältnis. Bei Fortsetzung der Arbeit nach Beendigung des Lehrverhältnisses würde das bisherige Lehrvertragsverhältnis nicht fortgesetzt, sondern ein neues begründet. Weder für den Lehrherrn noch für den Lehrling bestehe eine Verpflichtung zum Verbleiben im Betrieb nach Ablauf des Lehrvertrages. Die Begründung eines normalen Arbeitsverhältnisses bedürfe vielmehr einer besonderen Vereinbarung, die allerdings schon im Lehrvertrag in Form einer Weiterarbeitsklausel niedergelegt werden könne. Deren Wirksamkeit hänge regelmäßig von dem Ablauf der Lehrzeit und dem Unterbleiben der rechtzeitigen Erklärung, ausscheiden zu wollen, ab.

Diese Mitteilung nach § 8 des Einheitslehrvertrages bedeute lediglich die Ablehnung der Neubegründung eines Arbeitsverhältnisses. Eine derartige Erklärung wäre aber keine Kündigung und stehe ihr auch nicht gleich.

Zwar habe der Lehrling den Rückzahlungsvorbehalt zur Kenntnis genommen und einen entsprechenden Revers unterschrieben. Es wären aber wesentliche Umstände ersichtlich, die eine unterschiedliche Wertung des Ablaufs des Lehrverhältnisses unter Neubegründung eines Arbeitsverhältnisses einerseits und der Kündigung eines bisherigen Arbeitsverhältnisses andererseits rechtfertigten. Die soziale Bedeutung einer Kündigung sei im allgemeinen geringer, als die der Wahl gerade des ersten Arbeitsplatzes nach Abschluß der Lehre. Ein etwaiger Rückzahlungsvorbehalt könnte u. U. die Entschließung des Lehrlings bzw. seiner gesetzlichen Vertreter für seine Berufslaufbahn erheblich beeinflussen. Es kämen hier ähnliche Erwägungen in Betracht, wie sie für den Fall eines Wechsels des Lehrverhältnisses selbst gelten würden. Das Recht, das Lehrverhältnis bei Vorliegen besonderer Voraussetzung (Berufswechsel) vorzeitig zu lösen, dürfe nicht durch Vertragsstrafen oder Schadenersatzpflichten erschwert werden.

Daraus folgt, daß das BAG die Ansicht vertritt, daß es verboten ist, den Berufswechsel des Lehrlings vor Abschluß der Lehrzeit und die Entscheidung des Lehrlings über seine zukünftige Berufslaufbahn nach Abschluß der Lehrzeit zu erschweren.

Günther Hoppe

Atom-Hysterie oder heilige Atomkühe

Ein hysterisches Geschrei hat in der Bundesrepublik angehoben. Gegenstand der Aufregung ist der Atomsperrvertrag, den die Nuklearmächte untereinander abschließen und von uns unterzeichnet haben wollen. Verbaut er uns wirklich den Weg in die Zukunft? Gelingt es der Bundesregierung nicht, die schrillen Töne zu dämpfen, ist die holdselige Einigkeit in der großen Koalition fürs erste zum Teufel.

Die alte Garde der Atomträumer steht wieder wie ein Mann. Strauß und Barzel malen schwarze Gespenster an die Wand. Einige Leute reden vom „neuaufgelegten Morgenthau-Plan“, der uns arme Deutsche zu einem Volk von Ackerbauern degradieren soll. Adenauer töte – ausgerechnet in Spanien –, die Bundesrepublik würde ihr „Todesurteil unterzeichnen“, sagte sie ja zum Vertragsentwurf der Nuklearmächte.

Natürlich muß man Bedenken haben, Einwände machen, ureigene nationale Interessen wahren. Auch in Washington sitzen nicht bloß liebe, selbstlose Deut-

schen-Freunde. Inzwischen zweitstärkste Industriemacht im Westen, sollten wir uns nicht leichtherzig zu „Atomproleten“ herabwirtschaften lassen. Aber wollen das die anderen? Wollen sie uns den Weg zur friedlichen Nutzung der Atomenergie versperren? Sie können es gar nicht, und sie haben offensichtlich auch nicht die Absicht dazu. Um die Details freilich muß man streiten.

Hauptargument der Schreier, teils offen, teils versteckt vorgetragen: eine künftig mögliche europäische Atomstreitmacht sei gefährdet. Als ob Aussichten bestünden, daß wir die jemals erhielten! Als ob Frankreich bereit sein könnte, die Bombe mit seinen Nachbarn zu teilen! Die Hoffnung darauf ist genauso illusionär wie die Forderung auf die Wiederherstellung der deutschen Grenzen von 1937. Wieder einmal verlieren Politiker unter uns allen Sinn für die Realitäten, geben dem Verdacht Auftrieb: Diese verdammten Deutschen wollen doch den Finger am Abzug haben.

Das tut uns nicht gut. Andere Nicht-Nuklearmächte haben auch ihre Sorgen in punkto Sperrvertrag. Aber sie schreien nicht so laut wie wir – wir, die wir den Krieg verloren haben. Es besteht für die Bundesrepublik weiß Gott nicht der mindeste Anlaß, sich an die Spitze der Vertrags-Bremser zu setzen. Die Atom-Schreierei schadet uns genauso wie der überzüchtete Notstands-Eifer.

Auch was das Gesicht der Deutschen nach draußen hin angeht, haben wir die „Talsohle“ noch nicht durchschritten. Das sollte man doch, bitte schön, nicht vergessen. Unsere Spannungsbemühungen zum Osten hin sind einen Dreck wert, wenn wir uns in Sachen Atomsperrvertrag am allerquersten legen. Die Bundesrepublik als Mitwirker und Teilnehmer an einer europäischen Atomstreitmacht? Auch diese „heilige Kuh“ sollte endlich geschlachtet werden.

Klaus Jelonnek

Die Lossprechung

Erzählung von Judith Cenkl

Es war eine Woche vor Ostern, aber noch immer lag Schnee auf den Hängen, und kalt fegte der Wind durch die Alpentäler. Die Wettermacher im Radio sagten zuversichtlich, das könne sich über Nacht ändern. Auf einmal ist der Föhn da, dann ist's aus mit dem Winter, zu Ostern kann es schon Frühling sein. Pfarrer Lengauer schritt durch den kleinen Ort Hausreuth. Vor dem Gasthof stand der Wirt und blickte zum Himmel hinauf. „Wenn nur Petrus ein Einsehen hätte und uns bald den Frühling schickte. Meine Ostergäste rennen mir sonst davon.“

„Sie haben ja schon einen da!“ sagte Pfarrer Lengauer, und der Wirt meinte: „Ah, der Herr aus Duisburg. Der geht in den nächsten Tagen schon wieder weg. Ich hätte ihn auch nicht aufnehmen können, wenn's anders wär, die Zimmer sind alle schon längst für Ostern reserviert!“ „Was macht er denn da?“

„Stapft im Schnee und im Matsch herum, redet mit den Leuten, interessiert sich für alles und jedes. Hat eine Großschlerei in Duisburg. Ich denke mir, vielleicht will er Holz kaufen. Heute hat er nach dem Weg auf die Stangelalm gefragt, ich hab' ihm aber abgeraten. Er scheint mir auch nicht der Gesundeste zu sein. Schlecht bei Appetit – und schlafen tut er auch nicht gut, ich hab Licht in seinem Zimmer gesehen bis weit nach Mitternacht.“

„So!“ sagte Pfarrer Lengauer. „Ja, es hat jeder von uns sein Kreuz zugeteilt gekriegt, in Hausreuth, in Duisburg und auch sonst überall!“

Er ging weiter, dem Pfarrhaus zu, das zusammen mit der Kirche auf einem Hügel mitten im Ort lag. Am Fuß dieses Hügels läuft die Straße vorbei, und hier zweigt ein Weg ab, der gute zwei Stunden weit zur Stangelalm hinaufführt. An der Kreuzung sah der Pfarrer den Fremden aus Duisburg stehen und die Wegtafel studieren. Er trug Touristenkleidung und gute Bergschuhe und hatte einen Bergstock bei sich. „Na“, sagte der Pfarrer, grüßend die Hand erhebend, „Sie wollen am Ende hoch hinaus, zur Stangelalm? Würde ich Ihnen nicht raten. Der Schnee liegt meterhoch auf dem Weg, und er ist nicht mehr fest, er trägt nicht, das macht müde!“

„Der Wirt hat mir auch abgeraten“, sagte der Mann. „Aber ich hätte mir das gern mal angesehen, da oben...“ Sein Blick ging unruhig am Gesicht des Pfarrherrn vorbei dem Weg nach.

Lengauer wunderte sich. „Sind Sie schon einmal dort oben gewesen?“ fragte er.

Schnell und einigermaßen heftig sagte der Duisburger: „Ich – dort oben? Warum denken Sie das? Ich war nie oben... aber man hat mir gesagt, die Aussicht von dort oben sei besonders schön.“

„Bei dem Wetter nicht. Sie geraten in die Wolken, in den Nebel und sehen die Hütte erst, wenn Sie schon mit der Nase dranstoßen.“ Er grüßte und wollte weitergehen, da hörte er sich angerufen und blieb stehen. Er wußte sofort: diese beiden Worte, dieses „Herr Pfarrer“ kamen aus dem Mund eines Menschen in Not. Er drehte sich um und fragte: „Ja? Kann ich etwas für Sie tun?“

Der Mann starrte ihn an und kam ein paar Schritte näher. Lengauer erschrak, als er das graue Gesicht, den flackernden Blick sah. „Ist Ihnen nicht wohl, Herr?“ fragte er ihn.

„Ich möchte Sie bitten, mir etwas von Ihrer Zeit zu schenken. Ich bin kein Katholik, sonst würde ich Sie bitten, mir die Beichte abzuhearschen. Ich habe etwas zu erzählen.“

„Kommen Sie mit ins Pfarrhaus!“ Er schritt voran, ließ den Besucher eintreten und geleitete ihn in seine Stube, in der

ein bauchiger weißer Kachelofen Wärme verbreitete.

Der Besucher setzte sich auf den angebotenen Sessel, sah sich um und lächelte. „Das ist nun auf einmal schnell gegangen!“ sagte er. „Seit Tagen, seit ich hier bin, gehe ich herum und überlege, ob ich reden soll und mit wem. Mit dem Bürgermeister, mit dem Gendarmen? Oder wieder nach Hause fahren, ohne das getan zu haben, wozu es mich seit Jahren



treibt? Und dann auf einmal haben Sie dagestanden, und ich habe zu reden begonnen, und nun kann ich nicht mehr zurück, selbst wenn ich wollte. Aber ich will gar nicht!“

Pfarrer Lengauer hatte sich seine Pfeife angesteckt und fragte: „Rauchen Sie nicht auch?“

„Ja, wenn es erlaubt ist. Ich habe meine Zigarren bei mir.“

Eine Weile blieb es still. Lengauer wartete ruhig. Der Fremde begann: „Ich habe mich Ihnen noch gar nicht vorgestellt. Erich Hanke heiße ich, ich habe eine Großschlerei in Duisburg. Bin verheiratet, habe drei Kinder, eine gute Frau, lebe behaglich und verdiene gut.“

„Wie alt sind Sie, Herr Hanke?“

„Fünzig gewesen.“

„Hm – Sie sehen älter aus. Gesund?“

„Körperlich ja!“

„Warum sind Sie hergekommen?“

„Ja, da sind Sie auf der rechten Spur. Weil ich mußte. Weil ich es nicht mehr

aushielt. Seit Jahren geht das so, wird immer schlimmer. Zuerst, als ich nach Kriegsende heimkam, dachte ich ja gar nicht daran, ich arbeitete wie verrückt, dann heiratete ich, die Kinder kamen. Und dann, eines Nachts, träumte ich davon. Es war unheimlich. Alles war genauso wie damals, alle Details waren noch da, ich hatte ja keine Ahnung gehabt, daß ich mir das alles so genau gemerkt hatte. Und von da an wurde ich die Gedanken nicht

mehr los, und eines Tages wußte ich, daß ich herfahren mußte. Ich hatte das Gefühl, hier würde ich wissen, was ich weiter zu tun hätte...“

Plötzlich blickte er Lengauer flehend an und sagte: „Helfen Sie mir weiter, Herr Pfarrer!“

Lengauer nahm die Pfeife aus dem Mund, betrachtete sie und sagte: „Sie sind also schon einmal hier gewesen? Und irgend etwas ist geschehen, das Ihr Gewissen belastet? Zu Kriegsende, ja? Sie waren Soldat?“

„Leutnant.“ Die Worte überstürzten sich jetzt, als hätte der Mann Angst, nicht durchzuhalten, bis alles gesagt war. „Und begeisterter Anhänger des Führers, der Partei. Unglücklich über das, was geschah, über den Zusammenbruch aller Hoffnungen, voller Zorn über das, was Verrat schien, Verzagen und Kleinbegeben. Sie werden das nicht verstehen – ich verstehe es ja selber nicht mehr. Aber so war es. Damals hatten wir einen Son-

derauftrag, hier im Ort. Fallschirmspringer waren gesichtet worden, einige hatte man erwischt, zwei waren entkommen, sollten sich in den Bergen hier in der Gegend aufhalten, hieß es, sie seien in einer Almhütte versteckt, und Leute vom Ort versorgten sie heimlich mit Essen und Nachrichten. Ich fand es heraus: Auf der Stangelalm steckten die beiden. Ich machte die Meldung, und eine Abteilung wurde hinaufgeschickt – mit genauen Anweisungen. Ich selbst nahm nicht teil an der Expedition, wurde unten gebraucht. Am Abend kam die Abteilung zurück. Die Meldung lautete: Vier Mann auf der Flucht erschossen – zwei Fallschirmspringer und zwei Bauernburschen aus dem Ort, die ihnen geholfen hatten. Ich schrieb den Bericht, ich weiß noch ihre Namen. Ich dachte, ich hätte meine Pflicht getan. Und dann auf einmal, nach Jahren, wußte ich, daß ich sie auf dem Gewissen hatte. Vier junge Menschen... ein paar Wochen, ehe es aus war...“

Unvermittelt klappte er zusammen, sein Kopf sank auf die auf dem Tisch liegenden Arme, ein Schluchzen erschütterte den schweren Körper.

Pfarrer Lengauer saß ruhig und wartete. Das Schluchzen steigerte sich, wurde schwächer, verstummte. In die Stille tönte ein leises, kurzes, rhythmisches Klopfen draußen vor dem Fenster.

„Ah!“ sagte Pfarrer Lengauer. „Es taut!“ Der Mann hob den Kopf, wischte mit einem großen Taschentuch sein Gesicht ab und murmelte: „Verzeihen Sie mir! Das ist mir noch nie passiert – ich meine, daß ich weine wie ein altes Weib...“

„Höchste Zeit!“ sagte Lengauer. „So, und jetzt reden wir weiter. Was wollen Sie jetzt tun?“

„Ich dachte, als ich erfuhr, vielleicht kann ich wenigstens für die Hinterbliebenen etwas tun. Ich habe ja Geld...“

„Und sonst?“

„Mir ist jetzt so leicht ums Herz. Es ist mir egal, was weiter mit mir geschieht. Werden Sie mich melden? Oder soll ich es tun?“

Die stillen grauen Augen des Pfarrers forschten im Gesicht des Mannes, der sein Herz vor ihm geöffnet hatte – vor ihm und Gott. Das Bekenntnis war rückhaltlos gewesen und die Reue echt.

Der Pfarrer räusperte sich und sagte: „Ja, ich kenne die Geschichte. Man hat oft darüber gesprochen. Sie kennen den Schluß nicht. Den hat unser Herrgott selber geschrieben. Hören Sie zu! Ihre Abteilung fand die vier auf der Stangelalm und eskortierte sie aus der Hütte hangabwärts, und da wäre es wahrscheinlich zur Ausführung Ihres Befehls gekommen, wenn der Herrgott nicht eingegriffen hätte. Eine Lawine hat er niedergehen lassen auf die Stangelalm, die hat die Hütten zusammengedrückt wie Zündholzschachteln. Wäre jemand drin gewesen in den Zündholzschachteln, hätte er Tod und Begräbnis auf einmal gehabt. Ihre Leute auf dem Hang hat es auch erwischt, aber die zwei Fallschirmjäger und die zwei Burschen aus Hausreuth haben sie ausgegraben, und da können Sie sich wohl denken, wie es weitergegangen ist. Es hieß: Haut ab, der Zauber ist sowieso bald vorbei!“

Der Mann vor ihm starrte ihn an, versuchte etwas zu sagen, aber es kamen keine Worte. Er schwieg. Das Tropfen vor dem Fenster war indes zu einem leichten Rieseln und Rauschen geworden, und auf einmal lag heller Sonnenschein über den Bergen und Hängen und sprach die Welt vom Winter los.

(Copyright by Kalmer, London)

Als Bäcker muß ich gegen ihn sein

Erzählung von Karel Capek

Was ich gegen ihn habe? Ich sage euch gleich, Nachbar, nicht daß ich etwas gegen seine Lehre hätte. Das nicht. Einmal hörte ich seiner Predigt zu, und ich sage euch, fast wäre ich auch sein Jünger geworden.

Ich bin ein gewöhnlicher Bäcker, aber als ich ihm zuhöre, so waren in mir eine solche sonderbare Freude und ein solcher seltsamer Schmerz, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll: eine solche Schwere und Last, daß ich am liebsten auf der Erde niedergekniet und geweint hätte, und dabei fühlte ich mich so schön und leicht, als wenn alles von mir abgefallen wäre, wißt ihr, alle Sorge und aller Zorn.

So sagte ich damals meinem Vetter, du Trottel, du müßtest dich schämen; du redest lauter Niederträchtigkeiten, was dir wer schuldig ist und daß du diese Zehnten da zahlen sollst und Zuschläge und Zinsen; wenn du lieber alles, was du hast, unter die Armen verteiltest, und Frau und Kinder verließest und ihm nachfolgst...

Und das, daß er Kranke und Besessene heilt, das würde ich ihm auch nicht als Fehler aussetzen. Jawohl, das ist eine sonderbare und unnatürliche Gewalt; aber das sieht doch jeder, daß unsere Wundärzte Fratzen sind, und diese römischen sind um nichts besser; Geld verstehen sie zu nehmen, aber wenn ihr zu einem Sterbenden ruft, da zucken sie nur die Achseln und sagen, daß ihr sie hättet früher herbeirufen sollen. Früher! Meine selige Frau war zwei Jahre an Blutfluß erkrankt; ich führte sie von einem Arzt zum andern, ihr habt keinen Begriff, was das für Geld kostete, aber keiner half ihr.

Wenn er schon damals durch die Städte gewandelt wäre, wäre ich vor ihm auf die Knie gefallen und hätte gesagt: Herr, mache dieses Weib gesund! Und sie würde sein Gewand berührt haben und würde genesen sein. So litt die Arme, daß sich das nicht einmal wiedererzählen läßt. - Damals würde ich ihn gelobt haben, daß er Kranke gesund macht. Das wißt ihr, die Feldscherer schreien dagegen, daß das angeblich Betrug und Puscherei ist, und sie möchten es ihm verbieten und wer weiß was noch; aber wie ihr schon so diese allerlei Interessen habt. Wer den Menschen helfen und die Welt erlösen will, stößt immer an irgend jemandes Interesse an; bei allen kann man sich nicht beliebt machen, das geht nicht anders. Ich sage, gesund machen kann er, und meinerwegen soll er auch Tote zum Leben erwecken; aber das mit den fünf Broten sollte er nicht tun. Als Bäcker sage ich euch, daß das ein großes Unrecht gegen die Bäcker war.

Ihr habt diese Sache mit den fünf Broten nicht gehört? Das wundert mich; alle Bäcker sind förmlich aus dem Häuschen geraten über diesen Vorfall. So zog, wie man erzählt, eine große Menschenmenge hinter ihm her auf einen öden Platz, und er machte ihre Kranken gesund. Und als es dem Abend zuing, traten seine Jünger zu ihm und sagten: „Öde ist dieser Platz, und die Zeit ist schon vorgeschritten. Entlasse die Scharen, damit sie in die Städtchen gehen und Speisen für sich kaufen.“ Er aber sprach zu ihnen: „Es ist nicht nötig, daß sie weggehen, gebt ihr ihnen zu essen.“ Aber sie sagen ihm: „Wir haben hier nicht mehr als fünf Brote und zwei Fische.“ Er sagte ihnen dann: „Bringt mir her.“ Und der Schar befehlend, sich auf das Gras zu setzen, und diese fünf Brote und zwei Fische nehmend, blickte zum Himmel, segnete es und bricht es, gab diese Brote den Jüngern, und die Jünger den Scharen. Und alle aßen und sind gesättigt. Und sie

Illustrationen: Hanneliese Martin

sammelten, was an Brocken übrigblieb, zwölf volle Körbe. Die aber, welche gegessen hatten, waren an die fünftausend Männer außer den Weibern und Kindern. Ihr seht ein, Nachbar, daß sich das kein Bäcker gefallen läßt; wie käme er dazu, nicht? Wenn das zur Gewohnheit werden sollte, daß jeder mit fünf Broten und zwei Fischchen fünftausend Menschen sättigen würde, dann könnten die Bäcker Schafe hüten gehen, habe ich nicht recht?

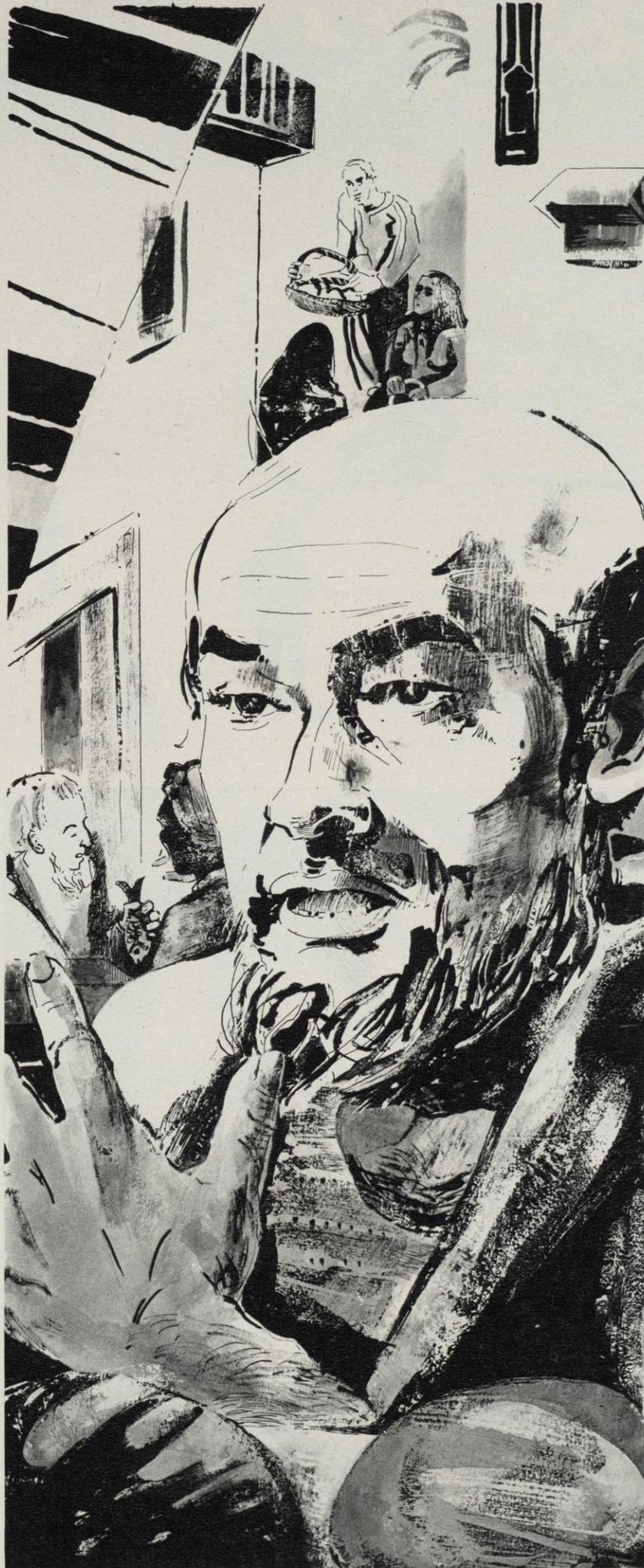
Was diese Fischchen anbelangt, das ist kein Unglück; diese wachsen ganz allein im Wasser, und es kann sich sie fangen, wer will. Der Bäcker aber muß das Mehl und das Holz teuer kaufen, muß einen Gehilfen haben und ihm Lohn auszahlen; er muß sich einen Laden halten, muß Steuern und was sonst zahlen, so daß er zum Schluß froh ist, wenn ihm irgendein Groschen zum Lebensunterhalt übrigbleibt, damit er nicht betteln gehen muß. Und er, er blickt nur zum Himmel und hat genügend Brot für fünf- oder wieviel tausend Menschen; das Mehl kostet ihn nichts, er muß sich nicht wer weiß woher das Holz beschaffen lassen, er hat keine Auslagen, keine Arbeit - das versteht sich, dann kann er diese Brote den Leuten umsonst geben, nun nicht? Und darauf schaut er nicht, daß er die umliegenden Bäcker damit um ihren ehrlich verdienten Gewinn bringt!

Ich sage euch, eine unlautere Konkurrenz ist das, und man sollte ihm das versperren. Soll er also Steuern zahlen, wie es kommt, solch ein sündhaftes Geld wollt ihr für diesen elenden kleinen Laib da? Unentgeltlich sollt ihr ihn geben, wie er, und was das angeblich für ein kleines Brot ist: weiß, rösch und duftend, daß sich der Mensch an ihm sattessen könnte. Wir mußten schon den Preis der Backwaren senken; auf meine Ehre, wir geben es unter dem Erzeugerpreis; nur damit wir nicht die Läden schließen müssen; aber wohin das so führt, darüber zerbrechen wir Bäcker uns den Kopf.

An einem anderen Ort soll er viertausend Männer außer den Weibern und Kindern mit sieben Broten und etlichen Fischchen gesättigt haben, aber dort sammelten sie nur vier Körbe übriggebliebener Brocken; so läuft ihm dieses Vorhaben auch nicht mehr so gut, aber uns Bäcker ruiniert er ganz und gar. Und euch sage ich hier, daß er das nur aus Feindschaft gegen uns Bäcker tut. Die Fischhändler schreien zwar auch, aber das wißt ihr, die wissen nicht, was sie für ihre Fische wollen; das ist lange kein so ehrliches Gewerbe wie der Bäckerstand.

Seht, Nachbar: ich bin ein alter Mensch und bin auf der Welt allein, ich habe kein Weib und nicht einmal Kinder, also, was brauche ich denn. Da sagte ich schon meinem Gehilfen, daß er sich meine Bäckerei selbst auf den Hals nehmen sollte. Mir geht es hier nicht um meinen Vorteil und Nutzen, meiner Seele, am liebsten würde ich wirklich meinen unbedeutenden Besitz verteilen und verschenken und ihm nachfolgen und die Liebe zum Nächsten und alles, was er predigt. Aber nachdem ich sehe, wie er sich gegen uns Bäcker stellt, so sage ich mir: Das wieder nicht!

Es versteht sich, wir gaben die Beschwerde über ihn dem Annas und dem Statthalter wegen Störung der Gewerbeordnung und wegen Aufwiegelung; aber das wißt ihr, wie bei diesen Ämtern alles auf die lange Bank geschoben wird. Ihr kennt mich, Nachbar, ich bin ein sanfter, mäßiger Mensch und suche mit niemandem Streit; aber wenn er nach Jerusalem käme, stelle ich mich auf die Straße und werde rufen: „Kreuziget ihn!“





Ski, Schnee, gute Laune

Fotos: Udo Hoffmann

Text: Walter Seiler

Geneviève: „Eine herrliche Sache.“

Der französischen Delegation gehört auch Geneviève Camptort an. Sie, die zwanzigjährige Mama eines jetzt zwei-monatigen Babys, hat den weitesten Weg gehabt: sie kommt aus Lourdes! Ihr Mann ist dort Lokführer. An solchen Treffen hat sie noch nie teilgenommen, aber sie findet: „Das ist eine herrliche Sache, da müßte man noch viel früher dazu kommen.“

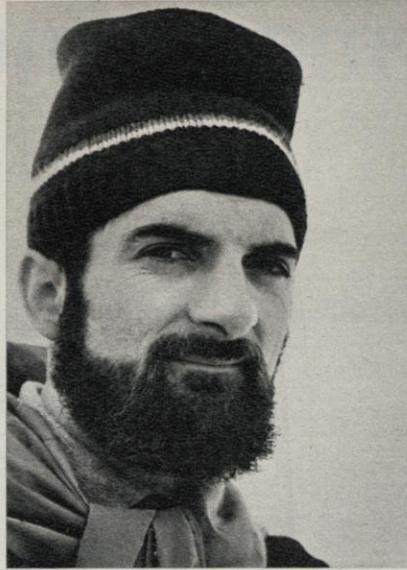
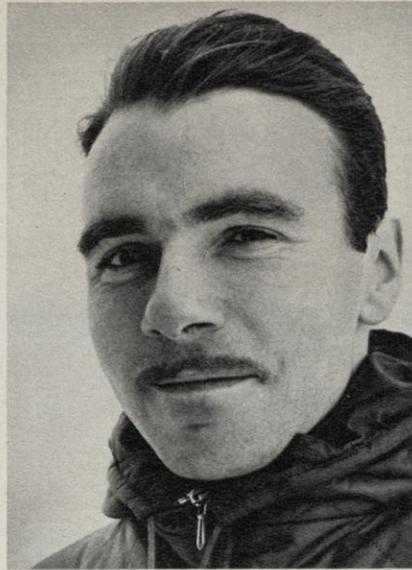


Zweihundertundfünfzig junge Eisenbahnerinnen und Eisenbahner haben sich Ende Januar im Gletscherdorf Kaprun im Salzburger Land in Österreich zu einem internationalen Skitreffen der Eisenbahnerjugend zusammengefunden. Zweieinhalb Tage lang hat man sich auf Skipisten getummelt, hat diskutiert, Erfahrungen ausgetauscht, kleine Berufsprobleme besprochen und hat dabei immer wieder festgestellt, wie sehr sich doch die kleinen und großen Sorgen – im privaten oder beruflichen Bereich – gleichen.

Die Ergebnisse des Riesentorlaufes und des Langlaufes interessieren hier nicht. Schließlich, ein paar müssen ja wohl siegen, und die Siegesplaketten nebst den zum Teil recht wertvollen Trophäen – für die ersten drei Sieger jeder Klasse gab es nagelneue Skier! – nimmt man gern mit nach Hause. Viel wichtiger waren ja die Begegnungen – draußen im Schnee und abends in der Jugendherberge oder in einem der Restaurants.

Die Skitreffen werden alljährlich im Wechsel im Bundesgebiet von der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands (GdED) und in Österreich von der Gewerkschaft der Eisenbahner Österreichs (GdEÖ) abgehalten. Zu Gast bei den Österreichern waren diesmal die jungen Kolleginnen und Kollegen aus der Bundesrepublik Deutschland, aus Luxemburg, aus der Schweiz, von wo der Schweizerische Eisenbahner-Verband (SEV) gut zwei Dutzend junge Gewerkschafter entsandt hatte, und aus Frankreich.

Wir haben uns mit einer Reihe junger Kolleginnen und Kollegen unterhalten.



Paula: „S'isch eifach toll.“

Beim Riesentorlauf hat Paula Rütli, die Betriebsgehilfin II vom Bahnhof Goldach der Schweizerischen Bundesbahn (SBB), zwei Tore verfehlt, aber das macht ihr nichts aus. „S'isch eifach toll“, so faßt sie ihre Eindrücke von dieser ersten internationalen Gewerkschaftsjugend-Begegnung zusammen, an der sie teilnimmt. Am Abend zuvor hat sie im Gasthof mit jungen Luxemburgern und Franzosen getagt. „Alles prima Leute“, meint Paula. Verständigungsschwierigkeiten hat es nicht gegeben, und Französisch beherrscht die Zwanzigjährige sowieso: Bei der Schweizerischen Bundesbahn hat sie bei der Einstellung einen „Welschland-Aufenthalt“ nachweisen müssen. Ihr Französisch hat sie in Frankreich gelernt. Heiraten? Keine Ahnung, bis jetzt. „Kommt Zeit, kommt Rat“, oder? Jedenfalls, bei der Eisenbahn will sie vorerst bleiben.

Arnold: „Wenn nur die Vorgesetzten nicht immer recht hätten.“

Ihr Landsmann Arnold, gebürtig aus Basel und in Derendingen bei Solothurn verheiratet, ist 23 1/2 Jahre alt. Als Stationsbeamter ist er zweiter Mann auf einer kleinen Station. Im Ort sind viele Ausländer, und es gibt viel zu tun. Das macht ihm Spaß. Die Kameradschaft findet er hier „einfach einzigartig“. Er ist ein alter Hase bei den gewerkschaftlichen Skitreffen und schon zum sechstenmal dabei! Für seine Landsleute bricht er eine Lanze: „Wir jungen Schweizer sind im allgemeinen viel munterer, als man im Ausland glaubt.“ Natürlich will er bei der Bahn bleiben, nur „der Dienst wär halt noch schöner, wenn die Vorgesetzten nur nicht immer recht hätten...“

Pierre: „Je suis enthousiasmé.“

Aus Paris kommt der 24jährige Pierre Jacquemot. Er ist dort Technischer Zeichner in einem Büro der Französischen Staatsbahnen SNCF. Aber eigentlich zieht es ihn mehr in die Provinz, in der Weltstadt ist es ihm zu turbulent. Das Treffen hier in Kaprun? „Je suis enthousiasmé“, „ich bin begeistert“, so formuliert es Pierre. Nur, daß er keine fremde Sprache spricht, „das ist ein Handikap“, meint er. Voriges Jahr war er bei der Skibegegnung der Gewerkschaftsjugend in Oberstaufen dabei. Und nächstes Jahr will er wieder mit von der Partie sein.

„Hier sind alle so natürlich.“

Bei der achtzehnjährigen Sieglinde Pichler aus Knittelfeld in der Steiermark liegt die Freude an der Eisenbahn in der Familie. Der Vater ist „Oberrevident“ und der Bruder Lehrling bei den Österreichischen Bundesbahnen. Sie, die seit dem zwölften Lebensjahr Ski fährt, hat in diesem Jahr zum erstenmal an einem internationalen Skiwettkampf teilgenommen. „I bin gern mit'fahren“, so sagt sie. Sie ist voll des Lobes: „Die Leute sind hier alle so natürlich, die Buben und die Mädels. Da gibt's gar keinen Unterschied.“ Am bunten Abend hat sie mit Luxemburgern, Schweizern und Deutschen getanzt – natürlich auch mit den eigenen Landsleuten – und hat gefunden: „Die sind alle sehr nett gewesen.“ Daß sie keinen Preis gemacht hat, das bedauert sie keinen Augenblick. „Ich war mit dabei, und das ist mir wichtiger als alles andere. Ein Jahr ist lang, aber nächstes Jahr fahr ich wieder mit.“



Fritz hätte gern noch manches Gespräch geführt

Fritz Niggel, der Maschinenschlosser-Lehrling bei der Deutschen Bundesbahn im bayerischen Tutzing, ist beim Langlauf in der Gruppe I Erster geworden. Zur Eisenbahn ist er gegangen, weil er der Auffassung ist, daß die Bahn ihm Sicherheit bietet. „Und ich werd's auch nicht bereuen!“ „Unter den Deutschen hier herrscht ein guter Humor“, berichtet Fritz. Nur, meint er, es müsse noch mehr Gelegenheit zum Kennenlernen der ausländischen Freunde gegeben werden. „Auf der Piste kommt man doch wenig dazu.“ Er ist entschlossen, nächstes Mal gleich von vornherein mehr das Gespräch zu suchen.

Siegrid: „Da sitzen zu viele extra.“

Siegrid Folzwinkler ist zwanzig Jahre und als Bundesbahn-Gehilfin bei der Sozialversicherungsstelle in Rosenheim beschäftigt. Bei der Eisenbahner-Gewerkschaftsjugend macht sie schon ein paar Jahre lang mit. Zweimal war sie schon beim Skitreffen, zweimal auch im Winterlager Kaprun und zweimal bei der Sommer-Freizeit der GdED-Jugend in Rimini an der italienischen Adria. Mit den Bayern und Österreichern versteht sie sich besonders gut. Aber mit den anderen Ausländern, da hapert's ein bißchen. „An den Tischen sitzen alle Nationen für sich, vielleicht muß man da beim nächstenmal ein bißchen nachhelfen!“

Arthur: „Wir jungen Leute sind uns überall ähnlich.“

Zum kleinen Fähnlein der tapfer kämpfenden Luxemburger gehört Arthur Bintner. Er arbeitet als Elektromechaniker bei den Luxemburgischen Eisenbahnen. „Die Eisenbahn hat Zukunft“, das ist seine Überzeugung. Elektronik und Elektrotechnik bieten heute, so betont er, einem jungen Mann ohnehin große Chancen. Er hat gleich Gelegenheit gefunden, sich mit ein paar Mitgliedern der schweizerischen und französischen Equipe zu unterhalten, dann fanden sich noch ein paar junge Deutsche dazu. „Man ist ja überrascht, wie sehr wir jungen Leute uns ähnlich sind“, schildert Arthur seine Eindrücke. „Und wenn ich so meine kleinen beruflichen Sorgen schildere, dann sagen die anderen: „Ja, bei uns ist das ähnlich.“ „So Treffen wie dieses können gar nicht genug stattfinden“, damit verabschiedet sich Arthur.

Erwins Leidenschaft: Auf der Lok stehen

Zweitjüngster Teilnehmer ist Erwin Oberhauser aus Salzburg. Der Fünfzehnjährige ist dort Maschinenschlosser-Lehrling in der Lehrwerkstätte der Österreichischen Bundesbahnen (ÖBB). Lokführer will er einmal werden, Lokomotiven sind seine Leidenschaft. 1972, so meint er, könne es vielleicht soweit sein. „Ich mag gern, wenn man mit jungen Leuten aus dem Ausland zusammen ist“, sagt Erwin. Nur, in diesem Jahr hat sich bei ihm gar kein Gespräch mit Ausländern ergeben wollen. Der junge Franzose, mit dem er sich voriges Jahr in Oberstaufen angefreundet hatte, war diesmal nicht mitgekommen. Auf ein Wiedersehen hatte er sich gefreut: „Die aus dem Ausland unterscheiden sich ja nur durch die Sprache von uns, sonst ist's ganz gleich.“

In einem armen Land

Von Egon Lutz

Zum erstenmal haben Anfang dieses Jahres Westdeutsche den Vietnam-Krieg von der anderen Seite der Front aus erleben können. Auf Einladung des nordvietnamesischen Roten Kreuzes besuchten Weltkirchenpräsident Martin Niemöller, der Generalsekretär des deutschen Caritasverbandes Monsignore Hüßler, der Saarbrücker Dolmetscher Walter Diehl und der Nürnberger Journalist Egon Lutz die Hauptstadt Hanoi. Die Fahrt war von der deutschen „Hilfsaktion Vietnam“ organisiert worden und diente dem Zweck, Möglichkeiten der humanitären Hilfeleistung für die vom Krieg betroffene nordvietnamesische Bevölkerung zu erkunden. Egon Lutz, früher Jugend- und Bildungssekretär der Industriegewerkschaft Druck und Papier und bis zum Jahre 1965 Redakteur der Gewerkschaft, berichtet für „aufwärts“ über seine Reiseeindrücke.

Nguyen phan Bien war der erste junge Nordvietnamese, den ich in Hanoi traf. Er war fremd in der Stadt. Zusammen mit seiner 18jährigen Freundin besuchte er gerade den Park der Wiedervereinigung. Nguyen erzählt, daß er bei seinen Eltern, etwa 120 Kilometer von Hanoi, lebt. Er leitet die Jugendgruppe seines Dorfes, und man hat ihn in die Hauptstadt geschickt, um Musikinstrumente zu beschaffen. Vor zwei Tagen war er in den vollbesetzten Omnibus geklettert und hatte sich zur Nachtzeit auf die Reise gemacht. Jetzt ist er ganz begeistert von der Stadt. Staunend betrachtet er die großen Gebäude, und das einzige Theater, das noch geöffnet ist, hat er auch schon besucht.

Stolz stellt er sich in Positur, als ich die Kamera heraushole. Seine Freundin muß näher kommen, und ich verspreche, ihm ein paar Abzüge der Bilder zu schicken. „Seid ihr schon von den Amerikanern bombardiert worden?“ will ich wissen. „O ja, schon oft“, sagt er eifrig. „Die Amerikaner wollen immer die Straße treffen, wir müssen sehr aufpassen.“ „Hat es schon Tote bei euch gegeben?“ – „Nein, nur ein paar sind verwundet worden. Wir haben viele Löcher gegraben“, sagt der junge Mann. „Und warum, glauben Sie, ist eigentlich Krieg?“ forsche ich weiter. Nguyen antwortet: „Weil die Amerikaner im Süden schon fast verloren haben, deshalb werfen sie jetzt hier Bomben. Sie wollen eine neue Kolonie haben, und sie wollen ganz Vietnam besitzen.“ Ich will wissen, wie lange der Kampf noch dauern wird. Er meint lächelnd: „Das kann noch sehr lange gehen. Unser Präsident sagt, vielleicht noch zehn Jahre, vielleicht länger. Aber wir werden den Krieg gewinnen.“

Seine Antwort ist typisch für die Stimmung in der Bevölkerung. Immer heißt es: „Die Amerikaner können alles kaputt schlagen, aber wir geben nicht nach.“ Oder man sagt: „Vielleicht dauert der Krieg noch sehr lange. Erst wenn der letzte Amerikaner das Land verlassen hat, wird Frieden sein.“ Und wir hören auch solche Worte: „Die Amerikaner können uns alle töten. Dann werden eben unsere Kinder das Land wieder aufbauen, schöner, als es je gewesen ist.“ Man täuscht sich, wenn man glaubt, das seien nur eingelernte Propagandasprüche. Dieses Volk ist wild entschlossen, seine Unabhängigkeit zu erkämpfen. „Wir kämpfen für die Frei-



Erste Begegnung in Nordvietnam

heit“, sagen die Leute und „Wir haben die Franzosen aus dem Land gejagt, wir werden auch die Amerikaner vertreiben.“ Nordvietnam fühlt sich in seiner Existenz bedroht. Was vielleicht einmal unter ideologischen Vorzeichen begann, ist längst zum vaterländischen Krieg geworden. Und das haben nicht zuletzt die Bomben der Amerikaner auf den Norden des Landes erreicht.

„Arbeiten und kämpfen“ heißt die Devise, die von der Regierung ausgegeben wurde. Hanoi hat bewußt die gesamte Bevölkerung in die Verteidigung eingespannt. Neben den Webstühlen in einer Textilfabrik stehen die Gewehre, Stahlhelme meist russischer oder mitteldeutscher Fabrikation liegen in Griffweite. Auf dem Dach des großen Werkes suchen hinter Sandsackbarrikaden Wachposten der Betriebsmiliz den Himmel nach amerikanischen Flugzeugen ab. Zwei oder dreimal in der Woche – immer nach Feierabend – werden militärische Ausbildungsstunden angesetzt. Die beschäftigten Männer und Frauen – Kranke, alte Leute und werdende Mütter ausgenommen – werden im Schießen und Handgranatenwerfen, in der Luftabwehr und im Luftschutz, im Patrouillengehen und Ent-

schärfen von Minen ausgebildet. Sie stehen Posten und kämpfen gegen noch nicht vorhandene amerikanische Luftlandeeinheiten.

„Es dauert bei Alarm genau eine Minute“, erklärt der stellvertretende Direktor des Werkes, der gleichzeitig die Miliz anführt, „bis jeder auf seinem Posten ist.“ Quer durch das Werkgelände sind Splittergräben ausgehoben worden. Auf den Dächern der Halle, im Schutz der Bäume, rund um die ganze Fabrik wurden Verteidigungsanlagen angelegt. Militärischen Wert hat diese Art Kriegsspielen wenig. Einem Langstreckenbomber vom Typ B 52 oder einem Phantom-Jäger kann man kaum mit Maschinengewehren oder Karabinern imponieren. Wichtiger ist die psychologische Seite. „Die Leute haben das Gefühl, nicht mehr schutzlos zu sein und sich wehren zu können“, erklärt ein Offizier. „Und sie fühlen sich aktiv an unseren Kampf gegen die amerikanischen Aggressoren beteiligt.“

„Am 1. Oktober letzten Jahres habe ich zum erstenmal auf die amerikanischen Flugzeuge geschossen“, berichtet ein 18jähriger Oberschüler stolz. „Und, haben Sie getroffen?“ „Nein, leider nicht. Aber wir verjagen die Amerikaner noch“,

sagt er voller Überzeugung. Ich bohre weiter: „Es kann ja sein, daß die US-Soldaten selbst gar nicht so gern gegen Vietnamesen kämpfen. Vielleicht tun sie es nur gezwungenermaßen.“ Der Junge stutzt: „Ob gezwungen oder nicht, die Amerikaner sind kriminell.“

Der Haß gegen die GIs ist allgemein. In diesem Klima gedeihen Legenden. Ich habe mit Vietnamesen gesprochen, die felsenfest davon überzeugt sind, daß die Amerikaner Südvietnamesen hinschlachten, den Menschen das Herz herausreißen, Nasen und Ohren abschneiden und sie als Trophäen um den Hals tragen. „Gesehen habe ich das selbst nicht“, gibt ein älterer Intellektueller auf meine Frage zu, „aber die Amerikaner tun das.“

Dieses Volk ist praktisch in den letzten hundert Jahren nicht zur Ruhe gekommen. Erst kämpfte es gegen die französischen Kolonialherren, und es waren lange und blutige Aufstände. 1954, bei der Schlacht um Dien Bien Phu, erlitt Frankreich eine vernichtende Niederlage, die praktisch das Ende der Herrschaft über Indochina einleitete. Im Armeemuseum kann man an Hand eines riesigen Modells den damaligen Schlachtverlauf studieren.

Dien Bien Phu war damals eine waffenstarrende Festung der Franzosen. Ein Talkessel, von hohen, schier unwegbaren Bergen umgeben, sollte nach den Willen der Pariser Militärs die endgültige Niederlage der Aufständischen besiegeln. Mit kleinen Lämpchen wird der Frontverlauf markiert. Zuerst setzen sich die Aufständischen auf den Spitzen der Berge fest. Langsam, aber unaufhaltsam graben sie sich immer näher ins Tal vor und an die französischen Stellungen heran. Mit Flächenbombardements und schwerer Artillerie versuchen die Franzosen den Vormarsch zu stoppen. Es hilft nichts. Im Gegenteil: unter unsäglichen Strapazen schleppen die Vietnamesen schwere Geschütze über die Berge und bringen sie in Stellung. Auf dem Rücken oder mit dem Fahrrad wird das Material für die kämpfende Truppe an die Front transportiert. Und so sieht man denn ein Fort der Franzosen nach dem anderen fallen. Die vielen tausend Wühlmäuse haben die weißen Giganten besiegt.

Kein Wunder, daß die Erinnerung an diese Schlacht im Volk lebendig gehalten wird. Eine Zigarettenmarke heißt Dien-Bien-Phu. Viele Lieder künden von der Kampfzeit. Es ist der Stolz jedes Vietnamesen, wenn er sagen kann: „Ich war damals bei Dien Bien Phu dabei“. Diese Schlacht, die für Hanoi dieselbe Bedeutung hat, wie Stalingrad für die Sowjetunion, hat den Vietnamesen gezeigt, daß der weiße Mann sterblich ist und besiegt werden kann. Daran glauben sie unerschütterlich auch im Falle der Vereinigten Staaten.

Dabei ist Nordvietnam heutiger Gegner schier unüberwindlich. Tag für Tag werfen seine Bomberpiloten ihre tödliche Fracht über dem Norden und dem Süden des Landes ab. Mit Chemikalien werden die Dschungel entlaubt, mit Napalm die Bäume in Brand gesteckt, mit Gas die unterirdischen Anlagen der Vietnamesen „ausgeräuchert“, wie westliche Frontberichtler in ihrem unüber-trefflichen PK-Deutsch melden. Die Bomben fallen unterschiedlos auf Zivilisten und kämpfende Truppe. Und sie



Neben den Webstühlen stehen die Gewehre

fordern ihre Opfer. Amerikanische Ingenieure und Wissenschaftler ersinnen immer teuflischere Vernichtungswaffen. Ein Beispiel:

Im Dorf Nhat Tan zeigt man uns eine der letzten Errungenschaften, die sogenannte Kartätschenbombe. Der etwa apfelgroße Sprengmantel ist mit 300 Stahlkugeln gespickt, dreihundert solcher Bomben befinden sich in einem einzigen Behälter. Bei der Explosion werden so über der Erde 90000 Stahlkugeln freigesetzt. Man hat im weiten Umkreis der Explosion keine Chance, mit dem Leben davon zu kommen und wird buchstäblich durchsiebt. Beim Roten Kreuz in Hanoi erzählte man uns, daß man manchem Opfer schon dreißig Kugeln operativ entfernt habe, an weitere zwanzig habe man gar nicht herankönnen, sie hätten im Körper des Patienten bleiben müssen.

Angesichts solcher Fakten fällt es schwer, jenen Beteuerungen der USA Glauben zu schenken, die da behaupten, jeder Bombenangriff richte sich ausschließlich gegen militärische Anlagen oder Fabriken, Straßen und Brücken. Für diese Objekte ist die Kartätschenbombe absolut unbrauchbar, zur Dezimierung der Zivilbevölkerung ist sie dagegen hervorragend geeignet. Und deshalb wird sie eingesetzt, auch im Norden und keineswegs nur im Kampfgebiet.

An dieser Stelle sei eine Bemerkung gestattet: seit ich in der Bundesrepublik bin, werde ich von manchem Leser oder Zuhörer gefragt, warum ich nur von den Greueln der Amerikaner berichten würde, über die sehr viel größeren Greuel der

Vietcong dagegen schwiege. Es gibt dafür einen schlichten Grund: ich habe nur die eine Seite der Schrecken gesehen. In Südvietnam war ich nicht. Ich halte es für gut und richtig, daß die Journalisten, die in Saigon stationiert sind, diese Greuel aufdecken. Nur eines halte ich für verderblich: wenn man die Verbrechen der eigenen Truppen mit den Massakern der Gegner entschuldigen will. Moral ist nicht teilbar. Und es ist eine bedenkliche faschistoide Geschmackverirrung, wenn man diesen schmutzigen Krieg ausgerechnet mit Handlungen des Gegners motivieren will.

In Nhat Tan, einem katholischen Dorf, das im August letzten Jahres zerbombt wurde, sehen wir die Überreste der angeblich humanen Bombenkriegsführung: 24 Gräber künden von jenem Angriff. Allein neun Kinder sind tödlich verletzt worden. Ihre Gräber liegen etwas abseits von den übrigen. Gras wächst über die Hügel. Die Ruinen sind beseitigt worden. Ein neuer Kindergarten wurde an jener Stelle errichtet, an der der frühere gestanden hat. Er ist völlig zerstört gewesen, und vier kleine Leichen hat man damals aus den Trümmern geborgen. Auf kleinen Stühlchen sitzen die Kinder. Sie machen große Augen, haben einheitliche geblümete Jäckchen an, klatschen in die Hände und singen ein Lied. „Zur Begrüßung der Gäste, die aus dem fernen Deutschland gekommen sind“, sagt ihre Betreuerin. Wir schauen uns um. Der Kindergarten, ein schlichtes Steinhäuschen, besteht aus einem einzigen, schmucklosen Raum. Quer durch das Zimmer ist ein gemauerter Graben angelegt worden. Kleine Treppchen führen hinunter. „Die Kinder können so gleich

bei Alarm geschützt zu den Unterständen rennen“, erklärte die Dolmetscherin. „Und wir werden dann nicht so viele Tote haben.“

Es wimmelt im Dorf von Kindern aller Altersgruppen bis zu etwa 14 Jahren. Die älteren werden auf den Feldern sein. Nhat Tan lebt vom Ackerbau, von seinen Gemüsefeldern und von seiner Seidenraupenzucht. Man erreicht das Dorf nur auf Lehmpfaden. Es gibt keine Fabrik, keine Brücke, keine militärischen Anlagen. „Hier ist gar nichts. Hier sind nur ein Dorf und eine Kirche“, sagt der Bürgermeister. „Johnson behauptet immer, die Zivilbevölkerung würde geschont. Und trotzdem sind wir bombardiert worden. Die Amerikaner lügen...“ So reden sie alle in Nhat Tan, die den Augusttag, an dem die Bomben fielen, nicht so schnell vergessen werden.

Später sahen wir wesentlich mehr Ruinen und besichtigten Phuly, eine tote Stadt, 60 Kilometer südlich von Hanoi. Phuly hatte vor den Bombardements 13000 Einwohner. Jetzt lebt kein Mensch mehr in den Ruinen. „Wenn Sie noch weiter südlich fahren würden, könnten sie noch größere Zerstörungen sehen“, berichtet uns ein französischer Diplomat in Hanoi. „Die Leute im Süden leben am Tag unter der Erde und bestellen nachts ihre Felder. Nachts kommen die Amerikaner nicht so oft.“

Dabei ist der militärische Effekt gleich Null. Höchstens einen Tag dauert es, bis ein zerstörtes Straßenstück wiederhergestellt ist. Drei Tage braucht die Reparatur einer Brücke. Die Vietnamesen sind wahre Meister in der Kunst des Improvisierens. Sie haben, lange bevor

die Bomben fielen, den Einsatz der Reparaturkolonnen geübt. Das Ausbesserungsmaterial liegt neben den bedrohten Straßen und Eisenbahndämmen. Für besonders wichtige Brücken steht jetzt schon Ersatz bereit, mitunter zweifach. Man wartet also gar nicht erst auf die Zerstörung. Andere, wieder notdürftig instandgesetzte Brücken werden tagsüber ins Wasser gelassen, um den Amerikanern vorzutauschen, der Übergang sei noch unbrauchbar. Es ist alles sehr viel primitiver als bei uns, aber es erfüllt seinen Zweck durchaus.

Die Reparatur der Bombenschäden an Brücken, Straßen und Eisenbahnlagen ist eine der Hauptaufgaben der Jugendmiliz, natürlich erhalten sie auch eine vormilitärische Ausbildung. Nächtliche Übungen sind selbstverständlich. Jungen und Mädchen lernen so sehr früh das Kriegshandwerk. Ein Propagandafilm, den wir sahen, zeigte, wie Nordvietnams Jugend in den Krieg gegen die Amerikaner zieht. Mit jenem Heldenmut und jener Begeisterung, die uns allen noch aus der Hitler-Zeit in unangenehmer Erinnerung ist.

Der Krieg beherrscht ihr Dasein. In den Dschungeln und undurchdringlichen Wäldern des Nordens erhalten sie Unterricht. Die Schulen sind längst aus den großen Städten des Landes evakuiert worden. Jetzt unterrichten die Lehrer in primitiven Bambushütten oder Lehmhäusern. Es besteht eine Vorschrift, nach der die einzelnen Klassen aus Sicherheitsgründen mindestens jeweils zweihundert Meter voneinander entfernt untergebracht sein müssen. Die Regierung in Hanoi ist stolz darauf, daß der Schulbetrieb trotz der ständigen Bombardements aufrechterhalten werden konnte.

Die ersten Semester der medizinischen Fakultät von Hanoi sind ebenfalls evakuiert worden. Im Dschungel hat man neue Laboratorien aufgebaut. Erst gegen Schluß der Studienzeit kommen die angehenden Ärzte in die Stadt zurück. Ihr frisch erworbenes Wissen sollen sie so schnell wie möglich an der Hilfeleistung für die Bombenkriegsverletzten ausprobieren. Noch etwas später kommen sie an die Front. Und versuchen, mit stumpfen medizinischen Instrumenten zu retten, was noch zu retten ist.

Vielleicht werden sie dann einen Altersgefährten unters Messer bekommen, dem es so erging, wie dem jetzt 18jährigen Thai-Binh-Dan, der am 31. März 1966 zwanzig Kilometer von Saigon entfernt das Opfer einer sogenannten Befriedigungsaktion wurde. Sein Gesicht, seine Hände, ja der ganze Körper sind durch gräßliche Narben entstellt. Er erzählt: „Ich war gerade in der Küche und sehr überrascht, als die Bombe fiel. Ich konnte nicht so schnell laufen und die Napalmbombe fiel neben mir herunter. Ich war sofort ohnmächtig, und nachher hat man mir erzählt, daß ich 13 Tage bewußtlos lag. Erst nach 43 Tagen sind meine Wunden geschlossen gewesen. Auch jetzt tut mir noch alles weh, wenn es so kalt ist wie heute. Ich kann mit der Hand nicht arbeiten und nur sehr wenig schreiben.“ Ein Schicksal, es wiederholte sich bereits mehrtausendfach im ganzen Lande.

Fotos: Egon Lutz

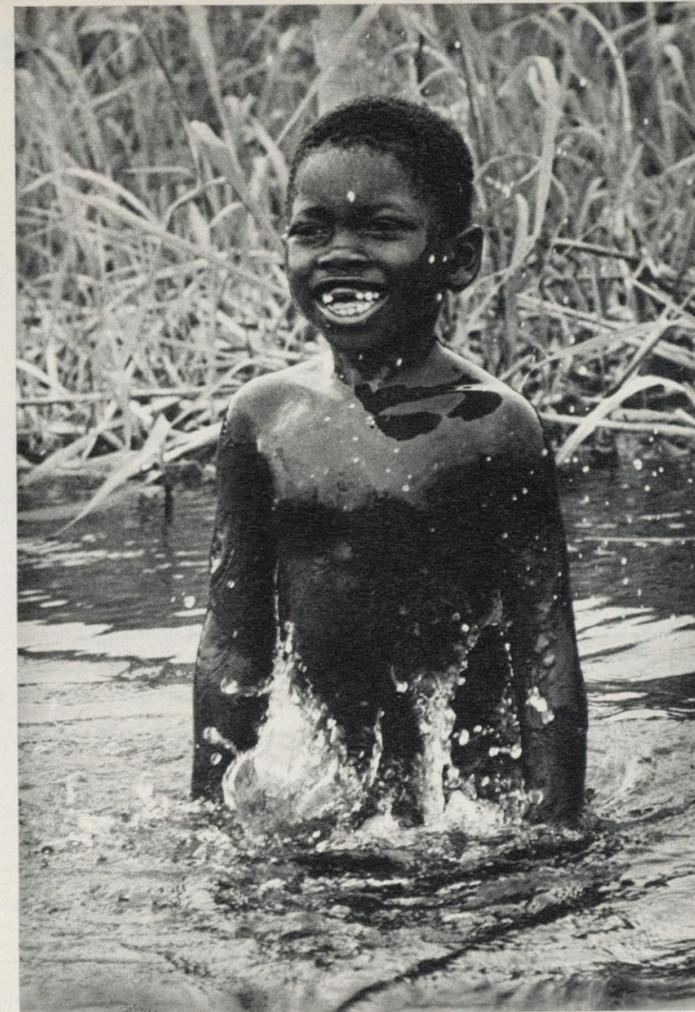
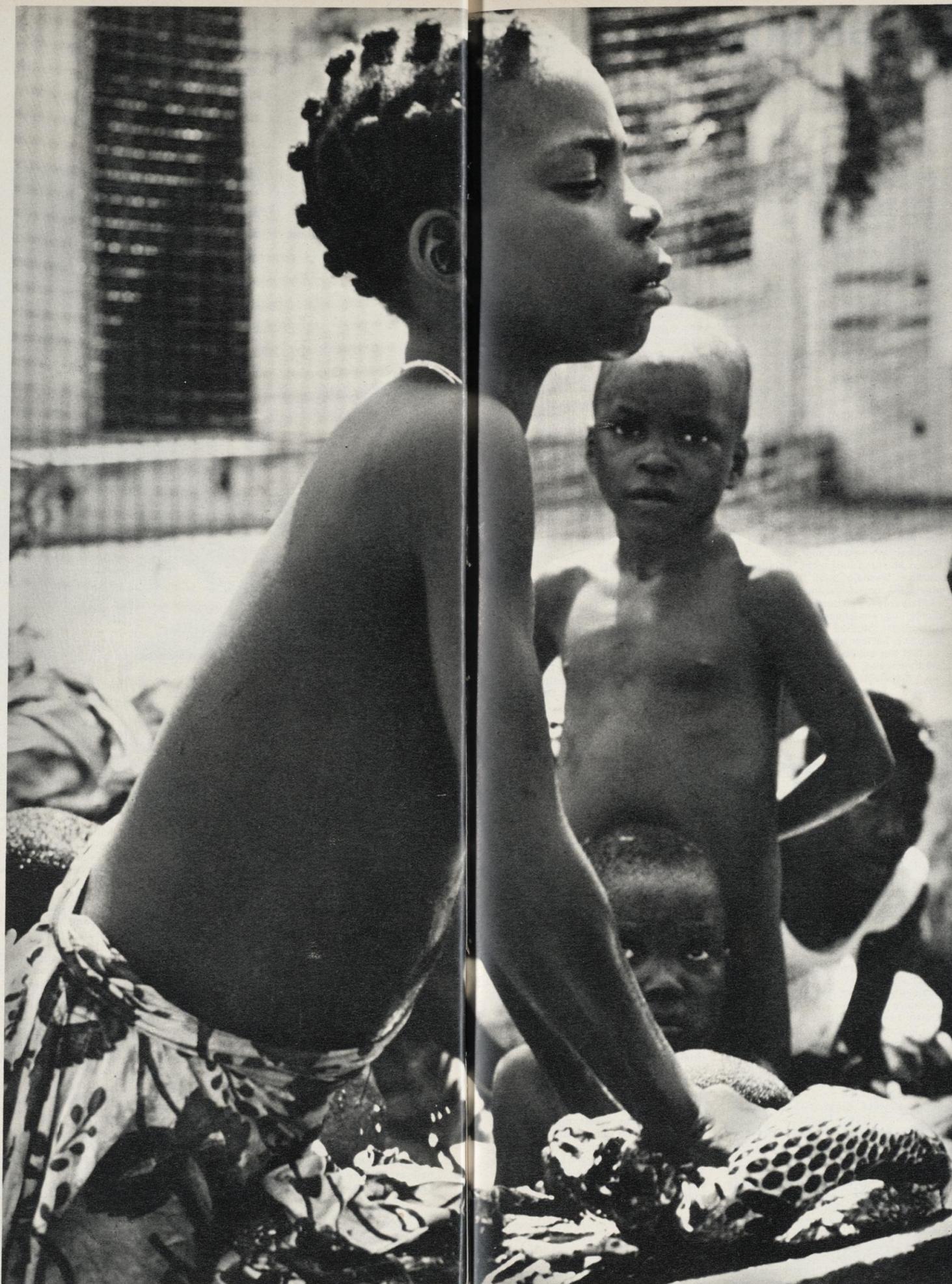


Schon den kleinsten Negerkindern wird beigebracht, daß Reinlichkeit eine Zier und ebenso eine Notwendigkeit ist.

Die kleine Mohrenwäsche

Die Neger Afrikas sind – sehr im Gegensatz zu einer in unserem Lande weitverbreiteten Ansicht – ausgesprochene Reinlichkeitsfanatiker. Während es für die Europäer sehr gefährlich ist, in den Gewässern und Flüssen Afrikas zu baden, sind die Eingeborenen gegen die verschiedenen vorkommenden Keime und Bazillen immun. Abseits der europäischen Zivilisation, weit weg von den Slums der Großstädte, haben die Neger ihren Sauberkeitssinn behalten. In den Dörfern des Buschs und des Urwaldes trifft man nicht selten auf einen Brunnen, auf einen Bach oder einen Fluß, in dem eben eine kleine Mohrenwäsche stattfindet – sofern das Gewässer nicht von Krokodilen wimmelt.

Zur Eitelkeit gehört selbstverständlich auch die Körperpflege, und welches Mädchen, sei es nun weißer oder schwarzer Hautfarbe, ist nicht eitel? Auch für die Frisur wird bei den Negermädchen viel Zeit verwendet. →



Diesen fröhlichen schwarzen Dreikäsehoch trafen wir in einem natürlichen Kanal zwischen den schilfbewachsenen Inseln des Kongos oberhalb Leopoldville.

Fotos: Comet

Negerwäsche in corpore! Die Kinder haben sich auf dem Dorfplatz zusammengefunden und treiben hier ihr fröhliches Spiel. Die Freude am Planschen und Spritzen haben alle Kinder der Welt gemeinsam.



Heinrich Bölls neue Erzählung

Von vielen Kritikern ist wohl noch keines der bisher erschienenen Bücher Heinrich Bölls so gründlich daneben beurteilt worden wie seine neue Erzählung „Ende einer Dienstfahrt“. Einige der Profis glaubten, dieses durch und durch satirische Kabinetstück in den Bereich der Idylle abschieben zu müssen, andere bezeichneten das Buch als langweilige Unterhaltungskomik, diejenigen, die es am besten wissen wollten, kündigten in ihren mehr oder weniger hingehauenen Besprechungen das Ende der Ära Böll an und taten so, als ob es jetzt endlich an der Zeit sei, diesem Autor die literarische Legitimation abzuspochen und ihn künftig höchstens noch als einen „rheinischen Fallada der Nachkriegszeit“ gelten zu lassen.

Um es kurz zu sagen: Böll setzt mit diesem Buch konsequent den Weg fort, den er bereits mit den „Ansichten eines Clowns“ und der „Entfernung von der Truppe“ einschlug, nämlich durch eine satirisch überhöhte Darstellung scheinbar nebensächlicher Fakten unseres bundesrepublikanischen Lebens Symptome aufzuzeigen, die nichts mehr mit demokratischem Anstand, nichts mehr mit der im Grundgesetz garantierten „gleichen Chance für alle“ zu tun haben. Die vordergründige Einschmelzung und Nivellierung echter politischer und sozialer Gegensätze, konstatiert Böll, geschieht auf Kosten der Anständigkeit, die von Ludwig Erhard proklamierte „formierte Gesellschaft“ scheint auf dem Vormarsch zu sein. Was beschreibt Böll in dieser als Prozeßbericht angelegten Erzählung?

Vor dem Amtsgericht des fiktiven Kaffs Birglar, einer muffigen Kreisstadt in der

Rheingegend, wird der Fall Gruhl, Vater und Sohn, verhandelt. Beide werden der Tat bezichtigt, im Juni 1965 einen Jeep der Bundeswehr auf einem Feldweg absichtlich verbrannt zu haben. Wer sind diese Gruhls, warum wollten sie mit dieser Protestaktion die Öffentlichkeit provozieren?

Kunstschler Gruhl sen., für den die Nazizeit aus lauter Blödsinn bestand, war während des letzten Krieges damit beschäftigt, gestohlene oder beschlagnahmte Empire- und Louis-Seize-Möbel im besetzten Frankreich zu restaurieren und sachgerecht für den Versand nach Deutschland zu verpacken. Nach dem Desaster kehrte er an die Hobelbank seiner Möbeltischlerei in Huskirchen zurück, überzeugt davon, daß jetzt endlich nach dem Nazispuk eine anständige Zeit anbrechen wird, in der ein solides Handwerk seinen Mann ernähren kann. Doch nach 1955 gerät er in einen ständigen Konflikt mit den Steuergesetzen. Der Gerichtsvollzieher geht bei ihm ein und aus. Die „mörderische Mittelstandspolitik“ läßt ihn immer mehr in den Steuerrückstand und Steuerdschungel geraten. Da sein Familienbetrieb nur geringe abschreibungsfähige Kosten verursacht, werden die relativ hohen Gewinne erbarmungslos weggesteuert. Das Fiasko erreicht seinen Höhepunkt, als das liebe Vaterland seinen einzigen Sohn, der mit ihm im Betrieb arbeitet, zu den heiligen Waffen ruft. Gruhl jun. gerät von der einen in die andere Misere. Schon bald erkennt er, daß der Sinn der Bundeswehr in der Produktion absurder Nichtigkeiten besteht, die Quaternität des Absurden wird hier täglich beispielhaft vorgeführt. So erhält er den Befehl, einen

neuen Jeep für die bald anstehende Inspektion auf der Landstraße Kilometer fressen zu lassen. Der junge Gruhl weiß sich zu helfen. Er fährt zur Werkstatt seines Vaters, bockt den Jeep auf und läßt ihn mit laufendem Motor die gewünschten Kilometer fressen. Die sinnlose Verschwendung von Gut, Material, Kraft und Geduld im Bereich des Militärischen auf der einen und der verbliche Kampf um das tägliche Brot im Bereich des Privaten auf der anderen Seite, das ist es, was die beiden Gruhls protestieren läßt, protestieren läßt gegen die Vergewaltigung der Individualität durch die Allmacht des Staates, der sich demokratisch nennt.

Dieser Protest gegen den staatlich gestützten Unfug findet jedoch keinen Widerhall. Der Staat, der sich in seinem Bevormundungsanspruch getroffen fühlt, ist daran interessiert, den Fall Gruhl klein zu halten. Die Presse hat anderes zu tun, die Berichterstattung über spektakuläre Ereignisse ist einträglicher. Der einzige Zeitungsverleger, der in dem Kaff Birglar liberal denkt und über den Prozeß ausführlich berichten will, wird von einem Parteimanager zurückgepfiffen. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, der Gleichschaltungsvorgang der öffentlichen Meinung darf nicht unterbrochen werden. Deshalb muß der Prozeß in einem Eil- und Gewaltmarsch durchgepaukt werden, was dem sowieso zur Pensionierung anstehenden Amtsgerichtsdirektor Dr. Stollfuß auch nicht schwerfällt. Die Tat der beiden Gruhls wird im Verlauf der eintägigen Verhandlung als „fünfmuseales Happening“ deklariert, die Bagatellisierung erschlägt den ersten Sachverhalt. Die verhängte

sechswöchige Gefängnisstrafe gilt durch die Untersuchungshaft als erledigt. Gruhl sen. und jun. werden in den bundesrepublikanischen Kleinstadtmief entlassen, ihr Protest ging aus wie das Hornberger Schießen.

Neben den beiden Hauptfiguren Gruhl sen. und jun. führt Böll im Verlauf des Prozeßtages einige Personen als Zeugen vor, die in ihrer plastischen Originalität Bölls Meisterschaft der Menschencharakterisierung erneut bestätigen, so den ergrauten Pfarrer Kolb, der den Zusammenhang von Religion und Anständigkeit bestreitet, so die renitente Agnes Hall, „deren feines jungferliches Gesicht eine zarte Schönheit bewahrt hatte, wie sie Ehefrauen gleichen Alters oft versagt bleibt“, so den Bundeswehroberleutnant Heimüller, der am liebsten die Evangelien in einem hymnischen George-Deutsch neu übersetzen lassen möchte. Bölls Satire hat in dieser Erzählung fest umrissene Bezugspunkte: Gesellschaft, Wirtschaft, Militär, Justiz, Politik, hinter die Kulissen dieser öffentlichkeitsscheuen Institutionen hat in der letzten Zeit niemand so vehement geleuchtet wie Heinrich Böll. Der retardierende Sprachaufbau erweist sich nur im ersten Drittel des Buches mitunter als zähflüssig und umständlich. Aufs Ganze jedoch gesehen hat Böll in keinem seiner anderen Bücher so diszipliniert erzählt wie hier, Inhalt und Form stimmen überein. Das provozierende Buch sollte von vielen jungen Menschen gelesen werden.

Hugo Ernst Käufer

Heinrich Böll: Ende einer Dienstfahrt. Erzählung. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1966. 252 S. DM 16,80.

Ein Buch über Adam Stegerwald

Einem puren Zufall verdanken wir eine umfassende Biographie des Gewerkschafters und Politikers Adam Stegerwald, einer der markanten Gestalten der Weimarer Republik. Der Verfasser Helmut J. Schorr fand vor einigen Jahren im Zimmer eines Schlosses einen alten Überseekoffer, der den gesamten Nachlaß Stegerwalds mit mehr als dreitausend Einzelstücken enthielt. Stegerwald, Jahrgang 1874, ist in der Nähe Würzburgs geboren. Seine Eltern waren Kleinbauern, er selbst erlernte das Tischlerhandwerk. Über den Zentralverband christlicher Holzarbeiter stieg er rasch zum Generalsekretär für die christlichen Gewerkschaften auf, durch die um die Jahrhundertwende ein lähmender Riß ging, der sie in zwei Lager teilte. Stegerwald war für den Streik als politisches Kampfmittel, die Berliner Richtung gegen den Streik, Stegerwald war für die organisatorische Einheit von Katholiken und Protestanten, andere konservative Kreise dagegen.

1918 war Stegerwald an der Ausarbeitung des Wahlprogramms der Zentrumspartei führend beteiligt, und als preußischer Minister für Volkswohlfahrt setzte er sich für die Beseitigung der Mietskasernen ein. 1921 einige Monate lang Ministerpräsident in Preußen, gelang es ihm jedoch nicht, eine aktionsfähige Regierung zu bilden. Nach seinem Rücktritt hielt er eine vielbeachtete Rede auf dem Gewerkschaftskongreß in Essen. Stegerwald

wies darauf hin, daß sich die Gewerkschaften nicht auf Lohn- und Tarifforderungen beschränken können, wenn sich alles auflösen beginne. Die Arbeitnehmer bezeichnete er als gleichberechtigte Träger der Produktion, „mit allen Konsequenzen“. Stegerwald war ein Mann der Mitte und des Ausgleichs, den die Situation des Zentrums mit einem linken und einem rechten Flügel leider zu vielen taktischen Rücksichten zwang, die ihn in der Öffentlichkeit häufig als schillernde Figur erscheinen ließen. Zweifelloser hatte er auch links und nicht nur rechts Gegner. Immerhin war er im Jahre 1925 im Gespräch als Reichspräsident, und ein Jahr später wählte ihn der deutsche Katholikentag als ersten Arbeiter zum Präsidenten. Eine Verwaltungsreform sah er als Vorbedingung einer Erhöhung der Beamtenehälter an, die er bekämpfte und die ihn zum Schreckgespenst der bürgerlichen Parteien machte. Das Jahr 1929 brachte ihm eine mehr als herbe Enttäuschung. Wider Erwarten wählte man den Prälaten Kaas zum Vorsitzenden des Zentrums, Stegerwald blieb Fraktionsvorsitzender im Reichstag. Die Partei erwies sich damit noch immer als Honoratiorenpartei und nicht als Volkspartei neuer Prägung, wie es sich Stegerwald und die katholischen Arbeiter wünschten.

Nach einem Intermezzo als Reichsverkehrsminister im Kabinett Müller übernahm Stegerwald 1930 die undankbare Aufgabe eines Arbeitsministers unter

Brüning. Seine Idee, eine Lohnsenkung durch eine vorhergehende Preissenkung zu koppeln, wurde von der extremen Linken gegen ihn verwandt. Überhaupt löste die wachsende Radikalisierung eine üble Hetze gegen diesen Mann aus, dessen Treue zur Republik über jeden Zweifel erhaben war. Stegerwald forderte harte Opfer und warnte vor einer Rechtsdiktatur mit noch höheren Opfern, die käme, wenn die Regierung Brüning nicht unterstützt würde. Bei der Neubildung des Kabinetts nach dem Rücktritt des Außenministers Dr. Curtius, versuchten die Kreise hinter Hindenburg, Stegerwald abzulösen. Die Siedlungsreform hatte die ostelbischen Junker alarmiert. Bemerkenswert erscheint uns aus heutiger Sicht, daß Stegerwald das einzige Kabinettsmitglied war, das schärfste Maßnahmen gegen die radikalen Kräfte forderte. Obwohl Stegerwald Hitler den „größten politischen Dilettanten“ nannte, stimmte das Zentrum dem Ermächtigungsgesetz zu. Das Schicksal der Weimarer Republik war besiegelt. Während des Dritten Reiches beschäftigte sich Stegerwald mit den Ursachen dieses ruhmlosen Endes und äußerte sich in Briefen auch recht kritisch über die Haltung der katholischen Kirche und das Fehlen einer verhandlungsfähigen Spitze der deutschen Bischofskonferenz. Nach dem Einmarsch der Amerikaner gab er unmißverständlich seiner Meinung Ausdruck, daß die Alliierten auf die zwei-

te Reihe der Nürnberger Anklagebank gehören würden, da sie der Republik alles das verweigerten, was sie später Hitler konzidierten. Bis zu seinem Tode im Dezember 1945 bemühte sich Stegerwald um die Vereinigung der regionalen Parteigründungen von CDU und CSU, die er nicht mehr erleben sollte. Das Nachkriegsdeutschland verlor einen Politiker, der bereits 1926 die heutige Forderung nach Mitbestimmung klar formulierte und erkannte, daß ohne den Mitbesitz der Arbeiterschaft an der Wirtschaft kein Volksstaat Wirklichkeit werden könne. Die Biographie ist eine sachliche Analyse der aufgefundenen Dokumente, bei der viele der erreichbaren Zitate aus Briefen, Reden und Artikeln stammen. So entsteht ein recht strenges, distanzierendes Porträt des Politikers Stegerwald, bei dem der Mensch in den Hintergrund tritt. Vielleicht hätte man Erinnerungen an den Verstorbenen berücksichtigen sollen. An der historischen Bedeutung des Buches ändert das jedoch nichts, im Gegenteil. Das Buch bietet ausgezeichnete Aufschlüsse über das Kabinett Brüning und die oft zwiespältige Haltung des Zentrums in der Weimarer Republik.

Horst Hartmann

Helmut J. Schorr: „Adam Stegerwald“, Kommunal-Verlag, Recklinghausen.

Der Bagger

Von René Koch

Am Vormittag, kurz nachdem sie gegessen hatten, wurde dem Baggerführer Horak übel. Zuerst versuchte er weiterzuarbeiten, dann aber stellte er den Motor ab, kletterte aus der Kabine und ging zusammengekrümmt und vor sich hinstöhnend zum Bauleiter und sagte ihm, daß er nicht mehr weiterarbeiten könne. Er saß zusammengesunken auf der Bank, starrte zu Boden und wischte sich immer wieder mit einem nicht mehr ganz sauberen Taschentuch den Schweiß aus dem Gesicht. Der Bauleiter, der nicht wußte, was er in so einem Fall tun sollte, fluchte laut und schlug so mit der Faust auf den Tisch, an dem er saß, daß es krachte und die Papiere durcheinanderflogen.

Während der ganzen Zeit stand der Bagger still, und die Lastautos, die gekommen waren, um von ihm beladen zu werden, standen in einer Reihe bis zur Landstraße hinauf. Die Chauffeure saßen im Freien oder standen beisammen und unterhielten sich. Da sonst kein Arbeiter frei war, um den Bagger zu bedienen, rief der Bauleiter mit lauter Stimme Richard zu sich und fragte ihn, ob er sich zutraue, den Bagger zu bedienen.

„Ich glaube schon!“ sagte Richard, wandte sich dann zu Horak herum und fragte ihn, was ihm fehle. Horak winkte resigniert mit der Hand und deutete dann auf seinen Bauch.

„Kennst du dich aus?“ fragte der Bauleiter und zog die Augenbrauen zusammen. „Ich meine, weißt du, wie er bedient werden muß?“

„Ja“, nickte Richard. „Ich habe Horak oft genug zugesehen! Ich kenne mich bei der Maschine aus!“

„Dann fang an!“ sagte der Bauleiter zu ihm und deutete mit dem Kopf in die Richtung des Baggers. „Natürlich kriegst du auch einen höheren Stundenlohn!“ „Ja“, meinte Richard. „Geht in Ordnung!“ Er ließ die beiden Männer allein und rannte zu dem Bagger hin, der neben der Grubenwand wie ein vorsintflutliches Ungeheuer stand und sich nicht rührte. Richard kletterte in die Führerkabine, startete den Motor und begann den Bagger langsam herumzumanövrieren, bis er dann so stand, daß er den Schotter von der Grubenwand in den schon bereitgestellten Lastwagen befördern konnte. Richard arbeitete den ganzen Tag mit dem Bagger und war noch am Abend, als sie alle schon in der Holzbaracke saßen und aßen, ziemlich aufgereggt. Am liebsten hätte er ununterbrochen geredet, bezwang sich aber. Still würgte er das Essen hinunter, und als sie alle damit fertig waren, setzte er sich zu Köhler und fing an, ihm vom Bagger zu erzählen. Erst nach einiger Zeit kam er dahinter, daß Köhler ihm gar nicht zuhörte, fuhr sich mit der Hand über das Haar, erhob sich, ging quer durch den Barackenraum zu den Männern, die Karten spielten. Er stellte sich hinter Bauer auf, blickte ihm über die rechte Schulter und begann wieder zu sprechen.

„Es ging ganz leicht und einfach“, sagte er. „Jeder Handgriff saß! Und das Schöne war, daß er jede Bewegung mitmachte! Es war so, als gehörte ich zu ihm oder er zu mir, es war...“

„Verschwinde!“ brüllte ihn Bauer an und drehte ihm das wütende Gesicht zu. „Glaubst du, daß ich mir von dir mein Spiel versauen lassen will? Verschwinde!“

Richard drehte sich um und ging. Er versuchte im Laufe des Abends bei allen zehn Männern, doch keiner wollte ihm zuhören. Sie waren alle nur mit sich und ihren Problemen beschäftigt. Für sie war ein Bagger nur ein Bagger und

nichts anderes. Sie begriffen nicht, daß er für Richard mehr war.

Auch der Bauleiter hatte für Richard keine Zeit. Er saß in dem Raum, den er mit seiner Frau und seiner Tochter teilte, und schrieb seinen täglichen Bericht. Als Richard bei ihm anklopfte und die Tür aufmachte, hob der Bauleiter nur kurz den Kopf, blickte Richard ins Gesicht und sagte dann kopfschüttelnd und mit mürrischer Stimme: „Später, Kleiner! Ich habe jetzt keine Zeit für dich!“

Draußen wurde es allmählich dunkel. Die Frau des Bauleiters kam von der Landstraße her und trug einen Blumenstrauß in der Hand. Ihr Kleid leuchtete hell. Richard wollte auf sie zugehen und mit ihr über den Bagger und das wunderbare Gefühl sprechen, das er den ganzen Tag über gehabt hatte, ließ es dann aber doch bleiben, da er überzeugt war, daß sie ihn noch weniger begreifen würde als die Männer.

Er ging mit den Händen in den Hosentaschen zu dem Bagger hin, der jetzt still neben der Grubenwand stand und sehr, sehr groß und sehr, sehr wuchtig aussah. Richard setzte sich auf das

Trittbrett, das zu der Führerkabine hinaufführte, fuhr mit der Hand fast zärtlich über das noch warme und glatte Metall und fing mit dem Bagger zu reden an. Seine Stimme klang in der Dämmerung heiser und kam ihm ein wenig fremd vor. Er hatte mit einemmal das Gefühl, als wäre er ein anderer.

„Ich habe nicht geglaubt, daß es so schön sein könnte“, erzählte Richard dem Bagger, und seine Stimme sank dabei zu einem Flüstern herab. „Du hast auf die kleinste Bewegung reagiert! Das war kolossal! Es war, als gehörten wir zusammen. Die begreifen das nicht! Für die bist du nur ein Stück Metall und sonst nichts!“

Er redete ununterbrochen weiter, und als er dann fertig war und nur noch still dasaß und mit der Hand über das jetzt schon fast wieder erkaltete Metall fuhr, hörte er hinter sich und dem Bagger ein leises Lachen. Sofort sprang er auf und sah neben dem hinteren Ende der Raupen des Baggers die Tochter des Bauleiters stehen.

„Warum lachst du?“ fragte er ruhig das Mädchen, das fast so alt war wie er. „Du warst so komisch“, antwortete es leise und lachte wieder.

„Was ist an mir so komisch?“ fragte Richard ein wenig gekränkt.

„Na, hör mal!“ sagte das Mädchen. „Der Bagger ist doch kein Mensch! Du kannst doch mit ihm nicht so reden, wie man mit einem Menschen redet! Er gibt dir doch keine Antwort. Er ist stumm! Eine Maschine und sonst nichts!“

„Die andern hatten keine Zeit für mich!“ sagte Richard leise und machte ein paar Schritte auf das Mädchen zu, dessen Kleid in der Dämmerung ein lichter, verschwimmender Fleck war, der sich immer hin und her bewegte.

„Ich hätte Zeit gehabt!“ sagte das Mädchen. „Wenn wir hier draußen sind, habe ich immer viel Zeit!“

„Ich habe dich zuvor nicht gesehen!“ meinte Richard, wußte aber, daß er etwas ganz anderes hätte sagen sollen. „Jetzt siehst du mich aber, oder nicht?“ fragte das Mädchen leise.

„Ja, jetzt sehe ich dich!“ sagte Richard und lachte. Er blickte dem Mädchen ins Gesicht. Der Bagger, neben dem sie standen, war in der Dunkelheit noch größer und noch riesiger als sonst. Es roch nach Maschinenöl, Metall und nach dem Mädchen.

Foto: Werner H. Müller





Rastplatz an der Tower Brücke



Grabmal von Karl Marx

Reise nach London

Bobbys mit kalten, unnahbaren Gesichtern stehen in der Menge, die sich um die Redner des Hyde Parks in London scharen. Aus dem Munde eines jugendlichen Farbigen quillt eine Flut von Anklagen:

Speaker: Die Engländer sind Narren. Nirgendwo in der Welt findet man Leute, die mit sich selbst reden und sich gleich selbst die Antwort geben. Ja, sie sind Narren.

Zuruf aus der Menge: Lerne erst mal richtig Englisch, du Bastard!

Speaker: Entschuldigen Sie, ich weiß, daß mein Englisch schlecht ist. Aber dafür kann ich nichts. Mein Englischlehrer war nämlich Engländer.

Zuruf aus der Menge: Du kommst daher aus deinem Urwald, beschimpfst uns und nützt unsere Freiheit aus, und wir erlauben dir das alles.

Speaker grinsend: Ich hab ja gesagt, ihr Engländer seid Narren.

So weit, so gut. Wer kennt sie nicht, die religiösen Eiferer, die politischen Agitatoren und Propagandisten, die die Hyde Park Speakers Corner in London bevölkern. Wer kennt nicht die Tauben des Trafalgar Squares, Piccadilly Circus, Soho, das schillernde Pflaster des Vergnügens, den majestätischen Tower und die vielen prächtigen Parks, an denen die Hauptstadt des britischen Commonwealth nicht arm ist? Jeder Tourist wird bestätigen, das obgenannte ist London, was natürlich stimmt. Aber London ist nicht nur die schillernde Palette der

Sehenswürdigkeiten eines ehemaligen Weltreichs. London ist mit seiner 7½-Millionen-Bevölkerung auch eine Stadt der Arbeit, der Armut und der Verbrechen, die nicht nur im Kriminalroman Furore machen. London ist aber auch eine Stadt der Jugend. Nicht nur speziell der englischen Teens und Twens, sondern vielmehr ein internationales Konglomerat aus aller Herren Länder. Junge Menschen, die sich modern geben, und die auch teilweise modern sind.

Was ist modern?

Dumpf dröhnt das Stakkato der Beatmusik aus einer der vielen Discotheks, die im Westend beheimatet sind. Unter dem farbigen roten und grünen Licht der meisten „Nahkampfdielen“ wogt und schiebt sich Londons Jugend hin und her. Waschechte Londoner Cockney-Bienen tanzen mit Afrikanern und Indern. Es gehört zum guten Ton, den neuesten „hit“ der Beatles oder den Text der „Yellow Submarine“ zu kennen, und wenn nicht, so muß man wenigstens mitsummen. Ein Teil der Jugend Londons sucht hier nach der Tagesarbeit Entspannung und Vergnügen. Wenn die Zeit und das nötige Kleingeld noch reichen, schaut man schnell noch in einen Pub, schnell deshalb, weil die Pubs um 11 Uhr ihre Pforten schließen. Hier hat John Gelegenheit, seine stolze Myra mit dem neuesten Minirock zu

präsentieren. Außerdem gibt es für die Jugendlichen im Pub Möglichkeiten zu diskutieren, was weidlich ausgenutzt wird. Andere wieder vergnügen sich in einem der zahlreichen „Amusement Halls“, Spielhallen mit den neuesten Variationen, in denen auch ein Imbiß eingenommen werden kann.

Übrigens, das mit dem Minirock ist so eine Sache. Als ich einmal bei einer meiner zahlreichen Diskussionen einwarf, daß der Minirock nur von wenig Mädchen getragen werden könne, sagte mir George, ein baumlanges Schlosser: „Es wird Zeit, daß wir in Europa eingreifen und euch ein bißchen die Prüderie austreiben!“

Jugend und Vorurteile!

Trotz „Mosley“ und seiner Faschistenpartei, trotz zahlreicher sog. „typischer Juden“ die es in London gibt, habe ich im allgemeinen keinen Antisemitismus vorgefunden. Aber antirassische Tendenzen finden durchaus ihren Ausdruck, und zwar, wie ich leider feststellen mußte, bei jugendlichen Arbeitern ebenso wie noch in verstärktem Maße bei Studenten. Die offizielle Regierungspolitik ist natürlich multirassisch ausgerichtet, die Praxis ist dafür entgegengesetzt. Hamilton, ein Busfahrer wie so viele seiner farbigen Kollegen, sagte zu mir: „Vor dreißig Jahren hatten die Engländer die Iren, die ihnen die Dreckarbeit machten, heute haben sie die Farbigen aus den Common-

wealthländern.“ Ergänzend bemerkte er: „Dieser Rassismus vieler Briten ist nie offen, was ihn schwächen würde, sondern versteckt. Er drückt sich darin aus, daß wir große Schwierigkeiten bei der Zimmersuche haben, und wenn wir tanzen gehen, sagen z.B. die Engländerinnen ganz unverhüllt: „Sorry, ich würde ja gern mit dir tanzen, aber dann fordert mich kein Engländer mehr auf.“ Über Deutschland gehen die Ansichten auseinander, sie werden im wesentlichen vom Fernsehen, von Filmen, die die britischen Siege über die Deutschen zeigen und von den zahlreichen Sprachschülern, die nach England kommen, geprägt. So hatte ich Mühe, ein klares Konzept bei den Jugendlichen zu erkennen, ganz abgesehen davon, daß solche Eindrücke immer subjektiv sind und auch, wie große Meinungsumfragen zeigen, nie verabsolutiert werden können. Nur relativ wenig Engländer kennen Deutschland aus eigener Ansicht oder sprechen deutsch, was ja Voraussetzung für landeskundliche Beurteilung ist. Bei diesen Leuten kommt es daher oft zu Bilderbuchurteilen wie z.B. bei der Studentin Elisabeth, die sagte: „Also in Deutschland ist alles neu“, und Jim, ihr Studienkollege, fügte hinzu: „Ich habe überhaupt keine Armen gesehen.“ Im Gegensatz zu der älteren Generation, die ja durch die Kriegserlebnisse entscheidend geprägt wurde, scheint mir, daß die Jugend Deutschland um vieles vorurteilsloser gegenübersteht, als dies

noch vor sieben oder acht Jahren der Fall war. Wirtschaftliche Erfolge fördern diesen Eindruck noch. Reaktionen auf das Anwachsen der Rechtsradikalen fallen bei der Jugend weniger ins Gewicht, weil sie politisch im allgemeinen wenig interessiert ist.

Jugend und Politik

„Vor fünf Jahren habe ich noch eine Labour-Rose getragen, was ich inzwischen hübsch bleiben lassen werde“, erzählte mir verbittert Ian Scott, ein 23jähriger Chauffeur, und erklärend fährt er weiter: „Wir haben ja Wilson nicht gewählt, damit er einen Lohnstopp macht und dieselbe Politik wie die Konservativen.“ Äußerungen solcher Art werden laufend von jungen Arbeitern und Gewerkschaftskollegen gemacht, die durch den Lohnstopp um gute Verdienstmöglichkeiten und durch den „Squeeze“ um ihren Job gebracht worden sind. Im allgemeinen scheint die Labour-Party ihren Kredit, den man ihr anfangs eingeräumt hat, zumindestens bei der Jugend ziemlich verspielt zu haben, aber das werden ja die nächsten Wahlen zeigen. Das politische Interesse schien mir teilweise noch schlechter entwickelt zu sein als bei uns. Bei meinen Besuchen in einigen kleineren Parteibüros stellte ich fest, daß dies zum Teil ein Resultat mangelnder Jugendarbeit ist. „Junge Konservative“ oder die „Labour-Jugend“ sind oft nur bessere Freizeitklubs. Auch Gewerkschaften treiben keine systematische Jugendarbeit, weil man dortzulande automatisch Mitglied der Gewerkschaft werden muß, um überhaupt einen Arbeitsplatz zu erhalten. Sei dem wie es sei, auf alle Fälle hat mich das geringe Engagement der Jugend in Fragen der Politik enttäuscht. Es ist klar, daß eine solche Erfahrung immer subjektiv ist, aber da ich viele Kontakte mit Jugendlichen, Gewerkschaftern und Studenten hatte, kann ich mir schon in etwa ein Urteil erlauben.

High Gate

Die Rolltreppe bringt mich 50 Meter hoch aus dem dunklen U-Bahnschacht der Northern Line in die grüngraue Helle des Oktobertages. High Gate, ein gemütlicher Vorort im Norden Londons, träumt in den Herbsttag. Ich frage den Straßenkehrer nach dem Friedhof und ernte ein Achselzucken. Dafür bin ich erfolgreich bei zwei älteren Damen, die mir den Weg erklären.

In der Friedhofsverwaltung sagt mir ein verschlafen aussehender Wärter: „Ja, das Grab von Karl Marx ist hier, gehen Sie nur den Hauptweg entlang und dann links.“

Ich wandere den knirschenden Kiesweg entlang, um das Grab des wohl bedeutendsten deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts zu erreichen. Deutschland hat große Philosophen hervorgebracht, gewiß, aber derjenige, der die politische Geschichte von heute am meisten beeinflusst hat, war ohne Zweifel der Mann, der heute in der High Gate Cemetery in London ruht: Karl Marx. Ein wuchtiger Bronzekopf blickt von einem grünen Marmorsockel, und auf dem Grabstein steht mit goldener Schrift: „Die Philosophen haben die Welt interpretiert, an uns aber liegt es, sie zu verändern“, und oben am Rand steht prophetisch: „Proletarier aller Länder vereinigt euch.“

Text und Fotos von Horst Nußer



Minirock ist Trumpf

Redner im Hyde Park

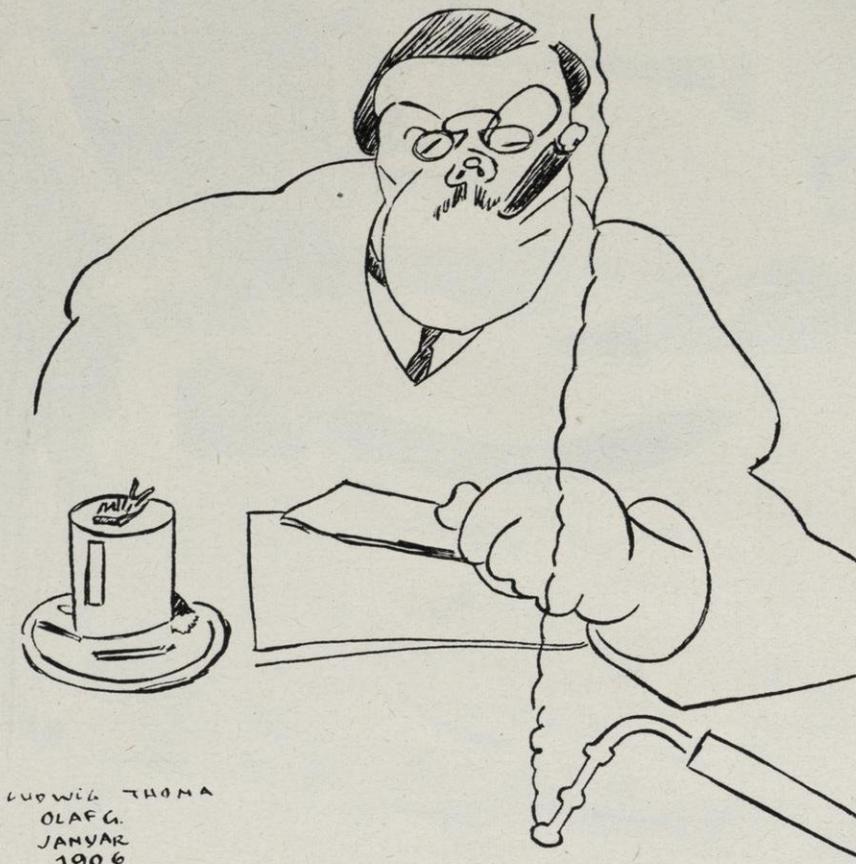


Ludwig Thoma als Politiker

Zum 100. Geburtstag des Dichters / Von Oskar Maria Graf

Das Leben dieses Mannes, der nur 54 Jahre alt wurde, war viel zu kurz. Er konnte seine Arbeit nicht sichten und seine endgültige Stellung zur Welt nicht klären, wie er es wahrscheinlich später im Sinne gehabt hätte. Er schrieb viel Tägliche, und er schrieb aus der unmittelbaren Eingebung, die ihm Dinge, Menschen und Begebnisse zutrug. Er nahm diese Arbeiten künstlerisch nie allzu ernst. In der Vollkraft seines Lebens und seiner Schöpferlust dachte er nicht daran, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden. Und er war voll von Widersprüchen wie alle Menschen seiner Generation. Er war durchaus ein Kind der damaligen Zeit. Als diese Zeit durch eine andere abgelöst wurde, verstand er das „Neue“, das ja immer nur die Ausdrucksform der nachfolgenden Generation ist, nicht mehr. Er fing an zu poltern und zu raunzen, und was dabei herauskam – besonders während des ersten Weltkrieges und nach dem Zusammenbruch des alten Kaiserreiches –, war zum Teil recht unerfreulich, recht mißverständlich und oft geradezu kannegießerisch dörflicherisch, aber es war nichts anderes als die Abwehr eines Selbsthaften, vom Herkommen Begrenzten gegen den überhitzten Betrieb in Literatur und Politik, was ja solche Übergangszeiten immer kennzeichnet. Er war nicht der einzige seiner Generation, den eine zusammenbrechende Welt, die er zeitweilig für stabil gehalten hatte, irritierte und zuweilen vollkommen blind machte. Auch Thomas Mann schrieb damals seine schriftstellerisch glänzenden „Betrachtungen eines Unpolitischen“, die voll von Verknennung und Ressentiments sind und oft geradezu ins Triviale absinken. Viele Jahre später, nachdem ihn jene national Betonten, denen er sein Wort geliehen hatte, als ausgewachsene Nazis ausbürgerten, hat er seine Irrtümer eingestanden und widerrufen. Ludwig Thoma fand keine Zeit mehr dazu, und das, was er in jenen wirren Jahren so grämlich herauspolterte, war herzlich unerheblich. Längst ist vergessen, daß er mit dem übernationalen Admiral Tirpitz und mit Walther Rathenau damals, als der Krieg für Deutschland bereits gänzlich verloren war, zur Vaterlandsverteidigung bis zum letzten Mann aufrief. Er verstand weder die Friedenssehnsucht der hungernden Massen noch die Geister, die zu jener Zeit eine gründliche Revolution herbeiführen wollten. Als diese Revolution zusammengebrochen war und die sogenannte Weimarer Republik sehr unsicher zu agieren begann, verstand er sie so wenig wie Thomas Mann und blieb grollend abseits. Darüber starb er.

Unverhofft und zu schnell wurde er aus dem Leben gerissen. Etliche Tage vorher war er noch auf der Jagd gewesen, verspürte auf einmal heftige Leibschmerzen, die beängstigend zunahm, wurde nach München gebracht, und in der Klinik stellten die Ärzte eine völlige Vereiterung der ganzen Bauchhöhle fest. Sie konnten nicht mehr operieren. Betroffen merkte der Sterbende, daß es zu einer Regelung seiner Hinterlassenschaft zu spät war. Er konnte nur noch einige mündliche testamentarische Anordnungen geben. Der ausgezeichnete, aber stur nationalistische Literaturkritiker Josef Hofmiller, mit dem er viele Jahre befreundet war, wurde beauftragt, seine „Gesammelten Werke“ herauszugeben. Trotz aller eifrigen Bemühungen gelang es auch dem nicht, das Suspekte und „Unnationale“, das in allen wichti-



Ludwig Thoma, gezeichnet von Olaf Gulbransson

gen Gedichten, Satiren, Geschichten, Artikeln und Romanen Thomas so überreichlich vorhanden ist, auszuschalten. Auch Hofmiller starb einige Jahre darauf, und jene Lebensgefährtin – Frau von Liebermann –, die der sterbende Dichter zur Erbin seines ganzen Nachlasses eingesetzt hatte, wurde von den Nazis auf Grund ihres nicht reinen „Ariertums“ einfach der Rechte beraubt. Der tote Dichter konnte sich nicht dagegen wehren. In ihm glaubten die Büchervernichter und Mordbrenner endlich einen echten, rechten bayerischen Nationalheros und „Blut-und-Boden-Dichter“ gefunden zu haben, ausgerechnet in ihm. Als 1905, anlässlich der ersten Marokko-Krise, ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich drohte, widmete er den deutschen Arbeitern in einem vielverbreiteten Antikriegsbuch den unvergeßlichen Vierzeiler „Kanonenfutter“: „Hinter den Mauern, hinter den Schloten liegt euer Vaterland. Ihr sollt euch schlagen dafür und töten und habt es niemals gekannt.“ Ludwig Thoma erkannte die Lügner und Gewalttäter längst bevor sie sich einen parteipolitischen Namen gegeben hatten. Er wußte, welche Hilfsmittel sie anwandten und auf welch schamlose Art

sie Stimmung zu machen verstanden, um das Volk zu verwirren, um die Völker aufeinanderzuhetzen. Es zeugt nicht nur für einen Scharfblick, sondern auch für seinen unbeirrbaren Gerechtigkeitssinn, wenn er schon im Jahre 1913 in einem Artikel „Giftmischer“ in seiner ausgezeichneten Monatsschrift „Der März“ den künstlich erzeugten Chauvinismus in Deutschland und in Frankreich schonungslos anprangert. Abermals droht wegen Marokko der Krieg, und Thoma schreibt, nachdem die Gefahr endlich gebannt ist: „Die Regierungen Frankreichs und Deutschlands haben sich über die strittigen Fragen geeinigt, Verträge geschlossen und unterschrieben. Beide erklären, daß es gegenwärtig keine Differenzen gebe, beide schwören, daß sie nur für die Verteidigung rüsten. Was haben die Völker gegeneinander? Eigentlich – nichts. Sie lieben den Frieden, die Arbeit, das Recht, sie wollen ehrlich verdienen und sparen, sie denken nicht daran, Leben, Gesundheit, Wohlfahrt für kriegerische Abenteuer einzusetzen. Wenn die Regierungen und die Völker aufrichtig den Frieden wollen, woher kommt der wütende Lärm, der Haß?

Woher kommen die kreischenden Drohungen, als wollte man sich morgen an die Gurgel fahren? Das Mißtrauen malt sich diese ganze Ruchlosigkeit des Vorhabens aus; die Vorstellung erregt Wut, die sich zur Raserei steigert. Was gibt Anlaß zu diesem gefährlichen Mißtrauen, unter dem alles ruhige Verständnis erstirbt? Eigentlich – nichts. In Frankreich verzichtet man auf die graziöse, freie Heiterkeit. Die Jugend bereitet sich für die Schicksalsstunde vor, so heißt wohl die Redensart, und in Wahrheit erlaubt man den Gassenbuben, das große Wort zu führen, erlaubt man jedem Lumpen, sich mit der Revancheidee interessant zu machen... In das Privatleben greift der politische Haß... und aus der verbitterten Stimmung heraus erwachsen Zustände, die in einem friedlichen und gesitteten Lande kaum mehr erträglich scheinen. Auch in Deutschland wirkt die immer wieder verkündete Botschaft von dem unvermeidlichen Kriege lähmend und verderblich... Auch wir pfeifen ja leider die Propheten nicht aus, welche im Lande umherreisen und von der „tatenarmen“ Zeit faselieren... Zwischen Frankreich und Deutschland türmt sich eine Mauer auf, und von der alten, verständigen Würdigung des Guten hier und dort ist kaum mehr etwas zu merken. Man ist so weit gekommen, daß man die besten Leistungen des anderen hämisch anzweifelt; höchstens regt sich noch ein mit Sorge vermischter Respekt vor der Verwendung irgendeiner großen Erfindung im Kriege. Denn all diese Siege des menschlichen Geistes, die Erfindungen der Flugzeuge, der lenkbaren Luftschiffe, der drahtlosen Telegraphie usw., dienen ja nur dem künftigen, unabwendbaren Zerstörungswerk. Vor fünfzig Jahren wäre man in Europa selig gewesen über die märchenhaften Fortschritte der Technik, vor achtzig Jahren hätte Herr Biedermeier die Erfinder überschwenglich angedichtet, hätte von der Verbrüderung aller Europäer geträumt. Heute rechnet der Spießbürger aus, wie viele Zentner Dynamit aus einem Luftkreuzer herabgeschmissen werden können, und der Bourgeois von drüben läßt seine ‚Adler‘ Jagd machen auf alles, was da krecht und fleucht. Das friedliche Behagen aneinander ist verschwunden, jedes Gefühl für gemeinsame Aufgaben ist erstickt. Es ist alles vergiftet, und das verdanken wir der nationalen Presse. Es ist die Kleinarbeit von 365 Tagen im Jahre, Mosaik, zusammengesetzt aus Gemeinheiten, Entstellungen, Lügen. Geben wir der chauvinistischen Presse, was der Presse ist. Ehre, wem Ehre gebührt.“ Thoma macht immer einen Unterschied zwischen dem Volk und jenen, die es mißleiten. Er redet von den Franzosen nicht anders als von den Deutschen. Und derartige Äußerungen gibt es Hunderte in seinem Werk. Er, der sein Leben lang das Volk beobachtet und geschildert hat, weiß genau, wie leichtgläubig und verführbar jedes Volk ist – nie aber hätte er zu den Verführern gehört. Machttrieb, Eitelkeit und die Gier, über wen zu siegen, das sind die Kennzeichen aller großen und kleinen Verführer, aber lieben können sie nicht. Thoma liebte das Volk. Er gehörte so sehr zu ihm wie etwa ein herzlich besorgter Ehemann, dem der Zusammenhalt seiner Familie und die Ausgeglichen-

Von Ernst Kreuder

heit seines Hausstandes am meisten gilt. Eben deswegen ist er von Anfang an politischer Schriftsteller und Satiriker. Das entspricht auch ganz und gar seiner bäuerlichen Natur. Er kann nicht schweigend zusehen, wenn er etwas für schädlich hält. Er spricht es offen, derb und unzweideutig aus. Aber er versteht es ebenso, das Echte, Starke und Unvergängliche, das er immer nur im Volke findet, ins helle Licht zu rücken, denn er glaubt tief und wahrhaft an diese Dinge. Darum eben wird er zum Dichter.

Nie hat einer so schnell innerhalb seiner inneren Berufung seine besondere Eignung gefunden wie er. Er begann als Dreißiger und stand schon halb in einem anderen Beruf. Als Gebirgler kam er in das bayerische Bauernflachland und wurde Rechtsanwalt in dem – heute so grauenhaft berühmten – Dachau bei München. Es ist – wie man in meiner Heimat zu sagen pflegt – „ein schönes Lesen“, wie er in seinen Erinnerungen seine Entwicklung schildert. Ganz so nebenher erzählte er an Stammischen Gesehenes und Erlebtes. Ein Redakteur ermunterte ihn, diese Dinge niederzuschreiben, ganz so abzufassen, wie er sie über den Tisch weg erzählt habe. Er tut's, und der Redakteur druckt die kleinen Sachen in seiner Zeitung. Sie finden Anklang, und nach einigem Herumsuchen meldet sich auch ein Verleger in Passau, der ein Buch daraus machen will.

„Agricola“ hießen diese ersten Erzählungen. In der Art des Tacitus wollten sie Leben, Land und Leute der bayerischen Hochebene zwischen Isar und Inn schildern. Darin standen bereits Meisterstücke wie etwa „Das Sterben“ eines Bauern, der noch einmal alles regelt, bevor er in die Ewigkeit muß. Ganz sachlich, mit feinstem Instinkt für das Wesentliche, ist alles in die richtige Bedeutung gehoben. Der durchs Fenster dringende, über die Bettdecke fallende Sonnenstrahl und die peinlich genaue Berechnung der Kosten des Leichenschmauses durch den Sterbenden fügen sich zu einem Bild greifbarer Eindringlichkeit.

Ganz gewiß gab es in Deutschland schon vor Thoma, von Berthold Auerbach bis Anzengruber und Peter Rosegger, eine ganze Reihe beachtlicher Volkserzähler, und da waren seine Zeitgenossen Wilhelm Polenz, den Tolstoi einmal rühmte, dann Ludwig Ganghofer, da war der kräftige Tiroler Schoenherr und der viel zuwenig beachtete, bohrende Münchner Joseph Rüdeler und auch mein engerer Landsmann, der saftige Georg Queri. Sie alle aber, selbst der liebenswerte Rosegger, blieben mehr oder weniger Beobachter, sie alle haften zu eng an der sogenannten „Heimatkunst“. Sie blieben gewissermaßen Bildner von außen her, durch das Anschauen und Beschäftigen mit den Menschen, die sie interessierten. Mit Thoma trat zum erstenmal der reine Bauer in die Arena der deutschen Literatur, der bäuerliche Mensch schlechthin, der aus sich selber heraus bildete. Nur die jüngere, geniale Bauernmagd aus dem Inntal, die unglückliche Lena Christ, die ihn an erzählerischer Kraft und dichterischer Unmittelbarkeit sogar manchmal übertrifft, stammt aus der gleichen Sphäre und bleibt bis zu ihrem verhängnisvollen Selbstmord im gleichen Kreis. Sie hat, könnte man sagen, wenn man ihr grandioses Buch „Erinnerungen einer Überflüssigen“ liest, gar keinen Verstand, sie ist nur ein Stück rohe, unberechenbare Natur.

1916, mitten im ersten Weltkrieg als die Flut des Chauvinismus dank den Ludendorffschen Siegen und der wilden Amtspapaganda zühöchst getrieben worden war, schrieb Ludwig Thoma sein schönstes und innigstes Buch „Die Heilige Nacht“. Kein Wort von Krieg und Völkerhaß steht darin, wohl aber von der entrechteten Armut und vom unbarmherzigen Reichtum. Der Dichter schickt das Buch an den Bauern doktor Georg Heim und schreibt dazu: „Man kann sich in der künstlerischen und literarischen Produktion niemals anpassen; man muß im Heimatboden wurzeln, wenn Volkstümliches die Frucht sein soll. Dann hilft alles zusammen, Abstammung, Blut, Kindereindrücke, die allemal das stärkste sind... Ich habe das Buch mühelos geschrieben und hatte niemals Sorge zu tragen, daß der Ton echt bleibt.“ Und ein anderes Mal, in einem Brief an Paul Busson, charakterisiert er ein eben beendetes Buch von sich so: „Meinen Sommerroman werde ich in zirka acht Tagen fertig haben. „Altaich“ heißt er. Ohne jede Tendenz, bloß harmlos-lustige Menschen zeichnen war die Absicht. Ich glaube, daß mir gerade das gelungen ist.“

Diese beiden Äußerungen kennzeichnen besser als weitschweifige Untersuchungen die Art seines Schaffens. Sie geben aber auch Auskunft über seine Stellung zu seinen Werken. Es ist bezeichnend, daß er in jener Zeit ganz besonders betont, man müsse im Heimatboden wurzeln, wenn Volkstümlichkeit die Frucht sein soll. Und wie hat er diese Heimat geliebt!

Nach einem langwöchigen Aufenthalt in Paris, der Stadt, die ihn wahrhaft bezaubert hat, schreibt er: „Aber wenn ich an stillen Frühlingsabenden auf den gepflegten Wegen des Bois de Boulogne spazierenging und die Amseln pfeifen hörte, überkam mich doch das Heimweh. Es war mir erst wieder recht wohl, als ich etliche Tage später in Finsterwald vor dem Sixtbauernhause saß. Und roch es auch nicht nach zartem Parfüm, und klang es auch nicht nach silbernen Glöckchen, die Frühlingsluft wehte stärker, derber und gesunder um mich.“

Und allen jenen, die heute den Mund so voll nehmen und ihn gerne in die Reihen der Verderber unserer Heimat stellen wollen, sei in Erinnerung gebracht, was dieser scheinbar so engstirnige Bayer in seiner klassischen Betrachtung „Vaterlandsliebe“ schrieb, die mit den Worten schließt:

„Ich will nicht den Finger an die Nase legen und fragen, was Vaterlandsliebe ist.“

Früher einmal, da hätte ich schnell die Antwort gehabt.

Fehrbellin und Leuthen und Sedan.

Und noch ein paar Namen dazu.

Aber heute will mir das alles nicht mehr langen. Es wird mir deutscher ums Herz, wenn ich einen schlichten Arbeiter sehe oder einen Bauern, dem die Hand am Pfluge hart geworden ist, als wenn mir der schönste General begegnet. Denn es ist wirklich eine große Frage, wem das Vaterland gehört.“

Was für Gruppen und Parteien sich auch um ihn streiten, und wenn auch das Hitlerregime ihn zu dem Irgen umgelogen hat – nie wird er irgendwo einzureihen sein. Er war der Ludwig Thoma, nicht mehr und nicht weniger. Er war ein Kopf für sich, ein echtes Herz und ein eigener Mensch.

Es finden sich keine allgemeingültigen Anweisungen, der Jugend Bücher nahezubringen, die nicht zur Unterhaltungsliteratur zählen, sondern zum Bestand einer literarischen Welt, weil es keine bestimmte Erscheinung der Jugend gibt, sondern jeweils eine Vielzahl. Wir können daher nur an einzelne junge Menschen denken, bei denen es sich lohnt, sie zum Lesen anzulocken, so lange, bis ihnen schöngestige Literatur wenn nicht unentbehrlich, so doch vertraut geworden ist.

Unsere Erzieher haben Schülern gegenüber, wie man mir berichtet, nicht selten eine Art Zerreißprobe zu bestehen. Das Interesse der Jugendlichen scheint heute weniger dem Wissen, der Bildung, also der geistigen Welterfahrung zu gelten als den Illustrierten, dem Krimi, dem Kino, den Groschenheften und jeglichen erotischen Reizen. Was ablenkt, zerstreut, erregt und fasziniert, wird der Beschäftigung mit den Lehrstoffen vorgezogen. Gewiß kann sich der einzelne Pädagoge nicht immerzu vornehmen, im Deutschunterricht jeden seiner Schüler zu einem begeisterten Leser der Weltliteratur zu erziehen. Er hat sich nach seinem Lehrplan zu richten. Er könnte jedoch versuchen, die Behandlung der schönen Literatur durch Unterdrückung der Interpretationsmethoden – („Was hat sich der Dichter bei diesem Gedicht gedacht?“ – „Was will uns der Dichter mit dieser Erzählung sagen?“) vom quälenden Unbehagen zu befreien, das eine solche Methode mit sich bringt. Ich habe eine Anzahl Erwachsener kennengelernt, die nach solchen Schulerfahrungen später nie mehr ein „gutes“ Buch anrührten.

Aber was kann unser fortschrittlich gesinnter Erzieher tun? Er könnte seiner Klasse eine Erzählung vorlesen, von Keller, Sealsfeld oder Böll, von Stevenson, Poe oder Dunsany, von Werner Helwig oder Marie Luise Kaschnitz. Danach könnte er seine Zuhörer auffordern, diese Erzählung aus dem Gedächtnis schriftlich nachzuerzählen. Liegen die Gedächtnisprotokolle vor, kann er den Schülern an Hand des Originals zeigen, wieviel vom Zauber der literarischen Erzählung verlorengeht, wenn lediglich die Story nacherzählt wird. Anlaß, darauf hinzuweisen, daß es nicht nur auf die (erfundene oder nichterfundene) Fabel ankommt, auch nicht darauf, was sich der Autor „dabei gedacht“ hat, sondern in erster Linie auf die Erzählweise, auf den Stil, auf die Sprache und auf das technische Können des Schriftstellers. (Man kann eine an sich spannende Story umständlich, langweilig, ermüdend erzählen – wer wüßte das nicht.) Indem man die zu Unterrichtenden vorübergehend zu „Amateurschriftstellern“ ausbildet, könnte man ihr Interesse an guten Autoren insofern wecken, als man sie auf den künstlerischen Prozeß, die schöpferische Leistung literarischer Werke aufmerksam macht.

Vorausgesetzt, daß beide, der Lehrende und der Schüler, dem spezifisch Musischen gegenüber empfänglich sind. Wichtig im Sinne von förderlich wäre es auch, wenn außerhalb der Schulen dem Jugendlichen literarische Anreize begegneten. Einmal durch das Elternhaus, dann durch die öffentliche Werbung. Die Ausrede der Eltern, sie haben keine Zeit, ein gutes Buch zu lesen, bleibt eine Ausrede; sie haben kein Verlangen, sich in die Konzentration des Besinnlichen zu begeben. Aber auch diesen Eltern fehlt oft der zwingende Anreiz. Nicht nur Straßenbahnen führen leuchtend bunte Schilder durch die Straßen auf allen Strecken.

Kaffee, Schuhe, Waschpulver, Weinbrand und Badesensenzen werden darauf angepriesen, jedoch kein wertvolles Buch. Ich könnte mir andere Trambahnplakate vorstellen: „Der moderne Mensch trägt nicht nur moderne Schuhe, er liest auch die zeitgenössische Literatur. Entspannung und Erfrischung, die ein Bad dem Körper bereitet, findet der vielbeschäftigte Mensch unserer Gegenwart für Geist und Seele in den Mußestunden mit einem wertvollen Buch.“

Nichts gegen Kriminalromane als eindeutige Zeitvertreiber, für deren Spannungsgenuß wir jeweils mit der Leere der Abgespanntheit bezahlen. Um den literarisch interessierten, den musischen Leser heranzubilden, sollten wir versuchen, den jedem Menschen angeborenen Sinn für eigentümliche, seltsame oder tiefe Stimmungen zu wecken und zu erhalten. Stimmungen, die er draußen in der Landschaft, in den Wäldern und Bergen, am Meer vielleicht schon erlebt hat. Solche Stimmungen sind weder Erregungen noch Gefühlswallungen, sie sind eher eine Vorstufe der Selbstvergessenheit in harmonischer und zaubrischer Umgebung, und sie sind ihrem Wesen nach musisch, poetischen Empfindungen und Gedanken nicht unähnlich. Bei der Betrachtung von Kunstwerken – hier bei der Lektüre von Erzählungen und Romanen – entstehen den Naturstimmungen seelenverwandte musische Erlebnisse, die nicht zuletzt auch unser Gewissen und unseren Sinn für menschliches Verhalten beeinflussen.

Die Abenteuerlust des jungen Menschen ist nicht erst hervorzuheben. Bevor der Jugendliche sich in die berufliche Laufbahn einreißt und eine Familie gründet, sehnt er sich nach fremden Ländern und Abenteuern. Diese Sehnsucht zu stillen oder anzufachen, ist die Funktion guter Reise- und Abenteuerbücher. Bei einer zu empfehlenden Auswahl für unsere Jugend sollte nie vergessen werden, daß es nicht dem Wesen einer humanen Erziehung entspricht, daß Kriegsabenteuer verherrlicht werden, und daß diese Erziehung dazu verpflichtet, Kriege als unmenschliche Massenvernichtungen anzuprangern.

Mut und Kühnheit soll unserer Jugend nicht ausgedreht werden. Doch sollten sich „heldische“ Eigenschaften oder Tugenden weniger auf körperliche Kraftanstrengungen bzw. „Kämpfe“ beziehen, als auf die Standhaftigkeit und Entschlossenheit, jede unmenschliche Gesinnung und Handlung als solche zu erkennen und abzulehnen oder zu verhindern, und unter Gerechtigkeit nicht nur das zu verstehen, was die sogenannte öffentliche Meinung dafür hält, sondern das eigene Gewissen. Also Mut zur Gewissenhaftigkeit, Kühnheit, für das einzustehen, was man für lauter und vorbildlich hält, auch unter Gefahren; es sind Anschauungen, die in vielen bedeutenden literarischen Werken ihre Darstellung gefunden haben.

Ein Jahr vor seinem Tode wandte sich Albert Schweitzer in einem Aufsatz in der Baseler „National-Zeitung“ gegen die Grausamkeiten der Stierkämpfe. Erschloß das Interview mit den Worten: „Der Wert der Zivilisation liegt in ihrer tiefen Menschlichkeit. Wir müssen bei wirklichen kulturellen Werten bleiben.“ In den Romanen und Geschichten der Dichter und Schriftsteller sind diese Werte zu finden. Auch die Berater in unseren öffentlichen Büchereien sind bestrebt, dem jungen Menschen zu helfen, mit solchen kulturellen Werten bekannt zu werden.



Geld für die Ausbildung als Sängerin

Fotos: Paul Almasy/Bavaria

Dieser Gassenjunge ist ein Mädchen

Der Polizeikommissar im Quartier Palais Royal schüttelte den Kopf und wußte nicht, ob er lachen soll oder sich ärgern. „Sie? Schon wieder!“ – rief er mit einer Stimme aus, die streng sein wollte, die aber doch seine Bonhomie verrät. Vor ihm stand von zwei Polizisten eskortiert ein schlanker, blonder Straßenjunge in einem großen, breitmaschigen Pullover mit aufgerolltem Kragen und mit einem eingeschüchternen Blick, der stumm um Nachsicht bat. „Es ist mindestens das zehnte Mal, daß man Sie beim Zeichnen auf dem Trottoir ertappt, wo Sie von den Passanten Almosen einkassieren. Im vergangenen Jahr konnte ich die Sache noch verstehen, denn Sie hatten ja nichts zum Leben, aber jetzt, als Sie ein Engagement mit dem Fernsehen und mit zwei Kabarets haben, verstehe ich Sie wirklich nicht, Mademoiselle!“ Mademoiselle? Ja richtig, dieser Straßenjunge ist tatsächlich ein 20jähriges Mädchen, seit drei Jahren ein Stammgast

aller Pariser Polizeistuben. Man kennt sie überall unter dem Namen „Gribouille“ – den man mit „Kritzeln“ übersetzen könnte – denn ihre Leidenschaft ist, mit Kreide auf den Trottoirs zu zeichnen und ihr Talent mit Almosen der Passanten belohnen zu lassen. Sie hat bisher ihren wahren Namen sogar vor ihren Freunden und Bekannten verheimlicht, und nur aus den Rapports der Polizei konnte man erfahren, daß sie Marie-France heißt und aus einer angesehenen reichen bürgerlichen Familie aus Lyon stammt. Ihr Vater ist Fabrikbesitzer. Mit 15 Jahren wollte Marie-France in eine Schauspielschule gehen, doch die Familie schlug diesen Wunsch energisch ab. Nach wiederholten Versuchen, aus dem strengen väterlichen Haus zu entfliehen, wurde Marie-France in eine von Religiösen geleitete Besserungsanstalt (Ecole correctionnelle) geschickt. Als sie im Alter von 18 Jahren auch aus dieser Anstalt entflo, da gab die Familie jeden Kampf

und jede Hoffnung auf, um das Mädchen in den Zäunen eines bürgerlichen Alltags zu halten.

Mit Autostopp erreichte Marie-France Paris, und da sie keinen Centime bei sich hatte, mußte sie schnell etwas finden, um Geld zu verdienen. Jemand borgte ihr einige Francs, mit denen sie sich Kreide kaufen konnte. Dann setzte sie sich aufs Trottoir des Boulevard des Italiens hin und fing an zu zeichnen. Da sie zeichnerisch außerordentlich begabt ist, blieben die Passanten erstaunt stehen und gaben dem Mädchen – das sie alle für einen Jungen hielten! – einige Almosen als Ausdruck ihrer Bewunderung. Die Jungens, mit denen sie sich befreundete, gaben ihr den Spitznamen „Gribouille“, und von diesem Augenblick an gab es keine Marie-France mehr, die Tochter des Fabrikbesitzers ist ein Pariser Gassenjunge geworden.

Gribouilles Tätigkeit fiel in den Augen der Polizei in die Kategorie der „Bett-



In der Musikstunde



Der „Gassenjunge“ ist nun die Sängerin Marie-France

lerei“, und das ist verboten! Als das Mädchen zum ersten Male von zwei Polizisten auf eine Wachstube geführt wurde, erklärte sie reuelos dem Kommissar, sie würde das Zeichnen auf dem Trottoir, die „Gribouillage“ (Kritzeln), nicht aufgeben, denn sie will ihr Leben ehrlich verdienen: „Ich lasse mich lieber jeden Tag als Zeichnerin verhaften, als auf andere Art mein Leben auf dem Trottoir zu verdienen!“ – erklärte sie.

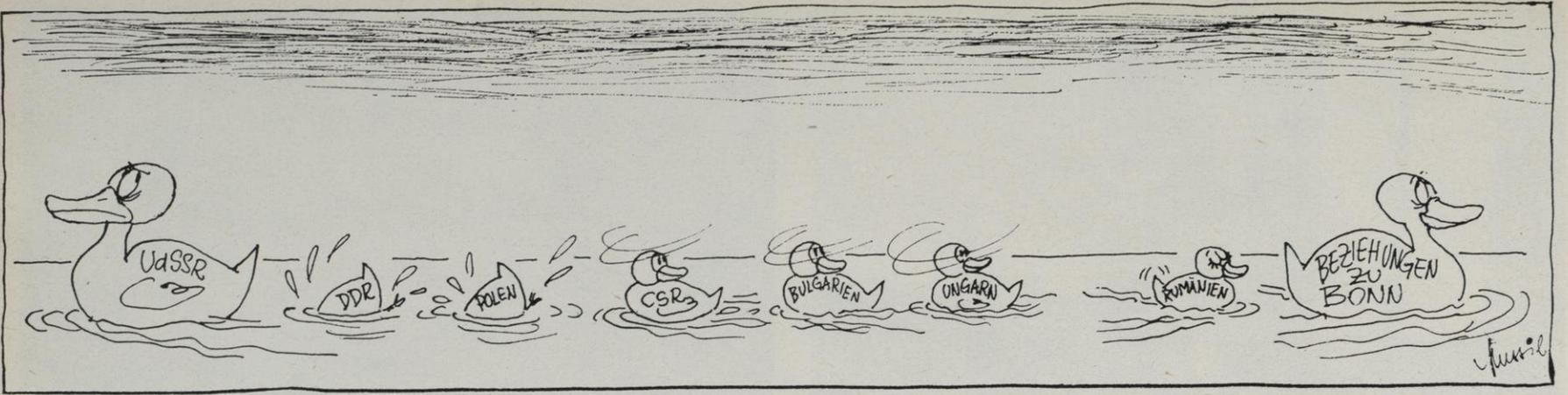
Selbstverständlich betrachtete sie selbst diese illegale „künstlerische“ Tätigkeit nicht als eine permanente Existenz und fing an mit dem Geld, das sie mit ihrer Gribouillage verdiente, Gesangsunterricht zu nehmen. Ein Portrait des Papstes, das sie an einem Sonntag vor dem Hauptportal der Notre-Dame auf das Pflaster zeichnete, brachte ihr genügend Geld ein, um sich eine hübsche Bluse und einen Rock zu kaufen und sich wieder einmal auch als Mädchen zeigen zu können.

Als sie ihre Stimme genug geschult fühlte, nahm sie sich Mut und sprach in mehreren Kabarets vor. Zwei haben sie sofort engagiert, in einem singt sie allabendlich in ihrer Aufmachung als Gassenjunge, im zweiten tritt sie jeden Samstag und Sonntag als Marie-France auf. Ihre Chansons kennt schon ganz Paris. Vor kurzem konnte man Gribouille auch im Fernsehprogramm sehen, und ihr Erfolg bewegte ihren Vater zu einem Brief, in welchem er seine Tochter beglückwünschte und ihr mitteilte, daß er bereit sei, ihr zu verzeihen.

Gribouille ist auch für die Schauspielkunst begabt und erhielt ein Engagement für einen Film. Dieser vielversprechende und vielseitige Anlauf ihrer künstlerischen Karriere hält das Mädchen davon nicht zurück, hie und da „aus Gewohnheit“ auf das Trottoir des Palais Royal irgend etwas recht Hübsches zu zeichnen.

P. Almasy





„Frankfurter Rundschau“

Welche Ideale hat die rumänische Jugend?

Von Mihai Stoian

Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Rumänien – von der Gewerkschaftsjugend, wie zu den anderen osteuropäischen Staaten, schon lange gefordert – ist nun Wirklichkeit geworden. Diplomatie ist noch keine Freundschaft, aber vielleicht wird sie zur Voraussetzung dafür. Und hoffentlich werden die diplomatischen Beziehungen auch bald zu den anderen Staaten Osteuropas aufgenommen. 1964 fand in Rumänien eine von der UNESCO veröffentlichte Umfrage großes Interesse, die über Ansichten und Pläne in drei östlichen und drei westlichen Ländern veranstaltet worden war. Ein rumänischer Journalist und Schriftsteller ist nun den gleichen Fragen in seinem Heimatland nachgegangen. Tausend Oberschüler gaben ihm Antwort.

Chemie, Biologie, Forstwirtschaft, Elektronik, Gartenbau, Luftfahrt, Schiffbau und andere technisch-naturwissenschaftliche Fächer sind die bevorzugten Berufsziele der jungen Generation Rumäniens. 42 v. H. der Teilnehmer nannten auf die Frage: „Welchen Beruf halten Sie für ideal?“ einen der oben erwähnten. 24 v. H. schrieben „Lehrer“ und 10 v. H. wollten Medizin studieren.

Künstlerische Berufe sind offenbar weniger beliebt. Nur vereinzelte Schüler wollten Schauspieler, Regisseur oder Schriftsteller werden. Überhaupt scheint die rumänische Jugend wenig von den humanistischen Fächern zu halten und im allgemeinen ein naturwissenschaftliches Studium vorzuziehen. So trifft man erstaunlich viele Schüler vom sprachlichen Zweig der höheren Schulen an einem naturwissenschaftlichen oder technischen Universitätsinstitut wieder. Bemerkenswert ist, daß dabei kein Unterschied zwischen Jungen und Mädchen besteht.

Hier einige typische Antworten auf die Frage nach der Berufswahl: „Ich möchte in der mathematischen oder physikalischen Forschung arbeiten, weil ich glaube, daß dort alle meine Träume wahr werden können. – Alle Berufe sind gut, aber technische Berufe halte ich für ideal. – Ich glaube, daß nur die Medizin den Menschen geben kann, was sie am nötigsten brauchen: Gesundheit.“ Eine ungewöhnliche Antwort: „Ich möchte Detektiv werden.“

Held mit kleinen Fehlern

In einer anderen Frage wurde nach den Eigenschaften des Lieblingsidols gefragt. 82 v. H. der Jugendlichen stellten Mut an die oberste Stelle. Für 6 v. H. sollte es „ernst“ und für 3 „klug“ sein. Andere Tugenden, wie Güte, Aufrichtigkeit,



Jugend in Rumänien

Bescheidenheit, Hilfsbereitschaft oder Treue, erhielten je 1 v. H. 76 v. H. fanden, ihr Idol müsse absolut vollkommen sein, die übrigen zogen es mit kleinen Fehlern vor. „Mein Vorbild ist mutig, aber es hat auch einige Schwächen.“ Weitere Antworten: „Mutig, klug, gebildet; bereit, seine Fähigkeiten für die Gesellschaft, der er angehört, einzusetzen. – Ich bevorzuge mutige, tolerante Männer, die fähig sind, sensibel auf die Umwelt zu reagieren, die ihr Land und ihr Volk lieben und Würde und Charakter besitzen.“ Immerhin nannten auf die direkte Frage: „Welche menschliche Tugend halten Sie für wesentlich?“ nur 16 v. H. den Mut. An oberster Stelle stand Ehrlichkeit mit 44 v. H., gefolgt von Aufrichtigkeit (32). Je 4 v. H. erhielten Güte und Disziplin. Überraschend viele junge Rumänen begeistern sich für die Weltraumforschung. Etwa 60 v. H. hätten gern zu den ersten Astronauten gehört. Dennoch antworteten auf die Frage, für welche Zwecke vor

allem Geld bereitgestellt und Forschung betrieben werden sollte, nur 3 v. H. „für Weltraumflüge“. 85 v. H. meinten, daß vor allem andere Krankheiten bekämpft werden sollen. „Ich halte beides für sehr wichtig, doch sollte der Medizin der erste Platz eingeräumt werden.“

Shakespeares Sonette auf einsamer Insel

Nur wenige der Jugendlichen würden gern auf einer menschenleeren Insel leben. 84 v. H. lehnten dies entschieden ab. Eine typische Antwort: „Nein, denn ich bin gern unter Menschen.“ Diejenigen, die zustimmend antworteten, wurden weiter gefragt, was sie dorthin mitnehmen würden. „Die Idee ist reizvoll. Ich glaube, ich würde gern auf einer unbewohnten Insel leben, wenn auch nur für kurze Zeit. Mitnehmen würde ich einen Plattenspieler und Beethovens Symphonien. Außerdem wären ein paar Zi-

garetten wohl ganz nützlich. – Wenn ich traurig bin, wünsche ich mir, auf einer einsamen Insel ganz allein zu sein. Ich stelle mir die Insel sehr schön vor, mit Bergen und Flüssen. Dort würde ich gern die Mondscheinsonate hören.“ Ein anderes Mädchen: „Nein. Wäre ich jedoch gezwungen, allein zu sein, hätte ich gern Eminescus Gedichte und Shakespeares Sonette dabei.“

Die Entscheidung, welche Eigenschaften sie am liebsten in ihren zukünftigen Kindern sehen würden, fiel den jungen Leuten recht schwer. Körperkraft und Gesundheit kamen an erster Stelle (24 v. H.), dicht gefolgt von moralischen Qualitäten (20 v. H.) und Glück (17 v. H.). Geist und Bildung gehörten ebenfalls zu den häufigsten Wünschen, während die „erfolgreiche Karriere“ und die „große Liebe“ kaum eine Stimme erhielten. „Lust zum Leben und zur Arbeit, damit alles, was sie tun, mit Begeisterung geschieht. – Vor allem geistige und moralische Kraft und eine umfangreiche Bildung. Glück, Erfolg usw. werden sich von allein daraus ergeben.“

Keine Lust zur Vergangenheit

Die jungen Menschen ließen keinen Zweifel darüber, daß sie am liebsten in der Gegenwart leben, allenfalls noch in der nahen Zukunft. 91 v. H. stimmten dafür. Nur wenige hätten lieber in der Vergangenheit gelebt. Andererseits überraschten die Antworten auf die Frage: „Welche Vergnügungen ziehen Sie vor?“ 43 v. H. entschieden sich für Kino, 29 für Theater, während Fußball und andere sportliche Veranstaltungen mit 21 v. H. erst an dritter Stelle kamen.

Auch die Antworten auf die letzte Frage zeigen, daß die rumänische Jugend Ideale hat. Die Frage lautete: „Was verstehen Sie unter Glück?“ Über die Hälfte, 51 v. H., antworteten: „Gebildet sein.“ Ein weiteres Viertel glaubt ebenfalls, daß der Verstand etwas damit zu tun hat. 8 v. H. stimmten für Glück im landläufigen Sinn und 5 für „sensibel sein“: „Ich bin glücklich, wenn ich alle Dinge empfinden kann – man kann das schwer beschreiben.“ Es gibt aber auch Vorstellungen vom Glück: „Glück heißt Liebe. Es gibt zahlreiche Formen der Liebe zu den verschiedensten Objekten.“ Oder: „Glück ist ein sehr komplexer Begriff. Ich jedenfalls finde es weit eher in der Freude an einer Arbeit, die ich zu tun habe, als in einer körperlichen Befriedigung.“ Nicht ein einziger der Schüler hielt Reichtum für den Schlüssel zum Glück!

(UNESCO)

...alle Scheiben im Schrank?

„Wilder Reiter GmbH.“

Es gibt Leute, die essen gerne einen frischen, herben Apfel; aber es gibt mehr Leute, die gesüßten Apfelmus als Kompott vorziehen. Mit der Musik, die die Leute lieben, ist es kaum anders. Will man darum Volkslieder gut verkaufen, so verpacke man sie in Beat- oder Jazzrhythmen und versüße sie gelegentlich mit einer Prise Sentimentalität. Alle kennen ein Paar, das dies meisterhaft macht; eine Sängerin und einen Gitarristen (der freilich ebenfalls singt): Esther und Abi Ofarim.

Folklore – ungesüßt

Wer jedoch die Volksmusik ohne Zuckerzusatz genießen will, der kaufe sich die **Columbia-LP** „Blätter im Wind“ (SMC 74179) mit einer herberen Sängerin und einem unvergleichlich besseren Gitarristen: mit Belina und Behrend. Natürlich nehmen beide in ihr internationales Liedprogramm auch Heiteres und Leichtgewichtiges auf, aber weil sie es mit kunstvollen Volksliedern zu Suiten gruppieren, die den nationalen Charakter der Musik des jeweiligen Landes herausarbeiten, darum beleuchtet auch das weniger Bedeutende eine notwendige Seite dieses Charakters. In einigen Partien – so etwa in der „Griechenland-Suite“ – gewinnt die Musik sogar den Rang von Kunstmusik. Das ist vor allem dem Gitarristen Siegfried Behrend zu danken, der mit seiner technischen Meisterschaft auch komplizierte Stellen leicht und durchsichtig erscheinen läßt. Von Belinas Stimme mag aufs erste Zuhören hin derjenige enttäuscht sein, der sie in großen Sälen erlebt hat und weiß, wie kraftvoll diese Stimme dort ohne Mikrofon trägt. Die Produzenten dieser LP haben ihr nicht durch Aussteuerungseffekte und Hallraum neue Dimensionen gegeben – und letzten Endes ist das gut so, wenn auch vielleicht nicht für das breite Publikum. Aber so behält die Stimme ihre Variationsfähigkeit, so kommen auch die feineren Nuancen heraus. Und Belinas feinfühlig-einstimmige in den Charakter eines Liedes, ihre rhythmische Vitalität machen die Platte zu einem Erlebnis für jeden, der Sinn für Folklore hat.

Ungesüßte Folklore bietet auch die **RCA-LP** „Odetta Sings Dylan“ (LSP – 3324). Odetta, einst kraftvolle Spiritual- und Bluessängerin, gewinnt einigen Liedern des Folksong-Propheten Bob Dylan überraschend intime Töne und religiöse Innigkeit ab. Das mag manchem gefallen, mich jedenfalls interessieren mehr jene Lieder, die Rhyth-And-Blues-Art zeigen. Diese Songs sind vor allem auf der ersten Seite der LP gesammelt, und hier beweist Odetta, wie vielfältig und abwechslungsreich sie Blueshaftes gestalten kann; hier ist sie wirklich „groß“. Doch sind auch die meisten schlicht-innigen Lieder oder die Antikriegs-Songs (mit erhobenem Zeigefinger) nicht uninteressant, hat sich Odetta doch zu ihrer Begleitung zwei Gitarristen ausgesucht, die unter die gelegentlich etwas weichen Melodien eine höchst farbige und eigenwillige Begleitung legen. Es ist paradox: Wo Bob Dylans Musik zurücktritt hinter die Gestaltungsvielfalt der Gitarristen und der Interpretin Odetta, da ist diese Platte hervorragend, wo sich aber Odetta im Vortrag den Melodien Dylans eng anschmiegt, da wirkt sie leider farblos. –

Die Ehrung eines Meisters

Konzertaufnahmen sind immer eine gefährliche Angelegenheit: Ihre Qualität hängt von der Tagesform der mitwirkenden

Solisten ab. Als sich im März 1965 in der ehrwürdig-kitschigen „Carnegie Hall“ in New York eine große Zahl von berühmten Jazzmusikern zusammenfand, um zum 10. Todestage Charlie Parkers diesen wohl größten aller modern spielenden Musikanten zu ehren, da konnten die mitschneidenden Toningenieure nicht wissen, was sie erwartete. Ihre Auswahl dürfte einen repräsentativen Querschnitt durch das Konzert



geben. Da hat vieles Jam-Session-Charakter, im Guten wie im Bösen: Die Spontaneität besticht, aber die oft allzu lang ausgedehnten Soli sind nicht gleichmäßig gut. Und da gibt es Überraschungen: Der hierzulande nahezu unbekannte Posaunist C. C. Siegel sticht z. B. so berühmte Leute wie Tenorist Coleman Hawkins und Altist Lee Konitz glatt aus. Überhaupt Lee Konitz! Er versucht sich in einem völligen Alleingang als Solist – so wie es einst Charlie Parker gelegentlich tat –, nur mit dem Unterschied, daß Parker bei solch schwierigem Vorhaben genug Interessantes einfiel – und Lee Konitz nicht. Sonst aber ist diese LP in hohem Maße faszinierend. Pianist Billy Taylor und seine Rhythmusgruppe sprühen von Einfällen und Vitalität über, und das Dizzy Gillespie Quintet spielt in einer Form wie selten zuvor. Allein der beiden Aufnahmen dieser Gruppe wegen lohnt sich ein Kauf dieser **Mercury-LP** „Charlie Parker 10th Memorial Concert“ (220010 LMY).

Wiedervereinigung zweier Jazzgrößen

Zwei Musiker – ein Bassist und ein Vibraphonist –, die einst mit Parker und Gillespie zusammen wirkten und nun seit langem getrennt in zwei bekannten Gruppen arbeiten – der eine im Oscar Peterson Trio, der andere im Modern Jazz Quartet –, haben sich im vorigen Jahre zu einer Studio-Session zusammengefunden und für **Verve** eine LP eingespielt: „Ray Brown / Milt Jackson“ (V – 8615). Eingebettet werden ihre vielen – und guten – Soli in einen Big Band-Verband, für den Oliver Nelson und Jimmy Heath moderne und kraftvolle Arrangements schrieben. Da auch die Big Band wiederum aus hochqualifizierten Jazzmusikern geformt wurde, gibt es auch andere erfreuliche Soloüberraschungen, besonders von Trompeter Clark Terry. Was diese LP aber vor allem zu einem akustischen Genuß macht, ist, daß Band und Solisten

trotz aller modernen Klänge beschwingt und locker bleiben. So bieten Bassist Ray Brown und Vibraphonist Milt Jackson mit ihrer All-Star-Studio-Band eine Musik, die nicht nur den Fans der Moderne gefallen wird, sondern auch den Swingfreunden. –

Französische Impressionisten

Den Freunden gemäßigt moderner „gehobener“ Musik wird eine **Eurodisc-LP**

gefallen, die in der Serie von Originalaufnahmen aus der UdSSR jetzt mit Werken von Claude Debussy und Maurice Ravel erschienen ist (74799 KK). Der französischen Komponisten des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts scheinen sich die russischen Interpreten besonders gern anzunehmen. Und man braucht nur diese Platte aufmerksam zu hören, um zu spüren, wie sehr Debussys und Ravels ungemein farbig instrumentierte Stücke dem feinnervigen Klangsinn des Dirigenten Jewgenij Swetlanow und seiner Musiker vom Großen Rundfunk-Sinfonieorchester der UdSSR entgegenkommen. Ravels „Pavane pour une infante défunte“ wird in dezente und feierliche Trauerstimmung getaucht, wie sie Thema und Instrumentierung verlangen. Nicht ganz so geglückt erscheint die Interpretation von Ravels berühmtem „Bolero“: Swetlanow nimmt das Tempo eine Idee zu schnell, steigert die Lautstärke erst sehr spät und achtet zum Schluß nicht aufmerksam genug darauf, daß die Musiker gleichmäßig laut spielen, so daß einzelne aus dem Mischklang herausreten und dessen Wirkung schwächen. Meisterstücke der Darbietung sind dagegen die „Nocturnes“ von Debussy auf der Rückseite der Platte: Jede Klangnuance kostet Swetlanow aus, und so formen sich aus den harmonischen Orgien der Musik vor unseren Augen unversehens jene pastellfarbenen Bilder, die Debussy uns in tönenden Visionen vorgaukeln wollte, Bilder von Wolken, von Festen und vom Meer. Eine so meisterhafte Wiedergabe der „Nocturnes“ habe ich bisher noch nicht erleben können, und ich bin sicher, daß jeder, der die französischen Impressionisten liebt, von dieser Aufnahme in gleicher Weise fasziniert wird wie

Euer Meggs

Auf dem Foto Peter und Gordon

Wie Pilze nach dem Regen schießen sie aus dem Boden, die neuen Filme der jungen deutschen Regiegarde. Nach der großen Sommerpause, die die meisten zum Drehen benutzten, haben die Kinos nun bald genug Nahrung. Vor zwei Wochen feierte München die Premiere von Roger Fritz' „Mädchen Mädchen“, jetzt stellt sich Franz Josef Spieker mit „Wilder Reiter GmbH.“ der (kritischen und unkritischen) Öffentlichkeit.

Der 33jährige Regisseur, der bisher nur mehrere Kurzfilme und eine Spielfilmepisode gemacht hat, schrieb selbst das Drehbuch zu seinem Film: eine phantastische Geschichte, satirisch angesiedelt im heutigen Publicity-Business, groteske und skurrile Einfälle, im Zeitalter des Pop eine leckere Idee. Doch leider serviert der fertige Film nur ein paar hübsche, auch durchaus witzige Ansätze; den großen Spannungsbogen, der gerade für solch eine Story ungeheuer wichtig ist, hat Spieker nicht durchgehalten.

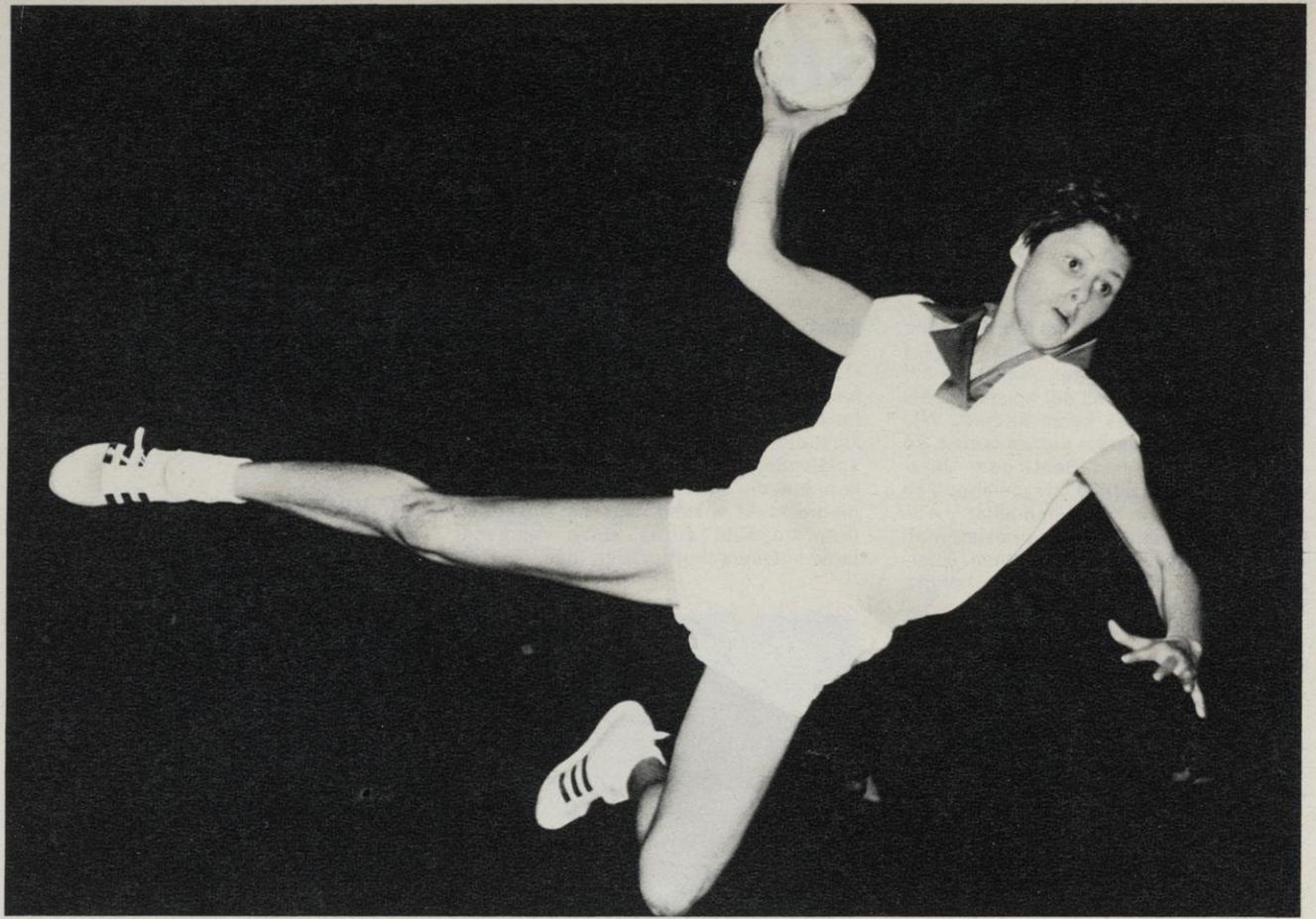
Der Held des Films, ein im Wald hausender komischer Kauz, stets unrasiert, der etwas verschlissene Western-Kleidung trägt und ständig auf einem müden Gaul laut heulend durchs Unterholz trabt, engagiert sich zu seinem heruntergekommenen, zwielichtigen Faktotum einen jungen Provinzjournalisten als Manager, der ihm die nötige Publicity verschaffen soll. Kim, der Waldgämmler, will ein Star werden, vor allem ein Schallplattenstar, denn nicht umsonst trainiert er tagtäglich seinen animalischen Heulton. Die Heulboje Elvis Presley hat damit schließlich auch Millionen gemacht. . .

Der Wilde Reiter selbst hat keine schlechten Einfälle, und der junge Manager Georg, zunächst skeptisch, versteht sie dann auch zu verkaufen. Kim geht in eine Nachtbar und setzt sich zu einer Strip-tease-Tänzerin ins Schaumbad; er reitet hoch zu Roß durch die verkehrsreiche Münchner Innenstadt; er setzt sich in ein vornehmes Hotel und bestellt sich ein Frühstück; er treibt eine Nonne, die sich aus dem nahen Kloster in den Wald verirrt hat, in den Sumpf und läßt sie so lange darin stecken, bis Georg auch von dieser Szene reklametüchtige Fotos gemacht hat, auch mit der verstörten Nonne auf dem Arm läßt sich der Buhmann fotografieren. Und damit hat er's geschafft: eine Schallplattenfirma nimmt einen Nonsense Song auf, zu dem er als Refrain seine wohleinstudierte Heul-laute brüllen darf. Der Laden läuft, eine GmbH. wird gegründet, Kim ist der große Star und kann Partys an seinem Schlammbad geben. Georg wachsen die Dinge über den blonden Kopf, und er kann nur mit größter Mühe diesem Monstrum entfliehen. . .

Franz Josef Spieker hat rasant inszeniert mit tempogeladenem Schnitt, ein Einfall jagt den anderen, Pop as Pop can – und doch hat der Film nicht nur erhebliche Längen, sondern läßt trotz aller Perfektion und Sauberkeit in der Machart merkwürdig kühl, weil keine Person wirkliche Konturen bekommt, weil auch die Figur des Kim nur aus der Retorte stammt, weil ihr jeglicher Impetus fehlt, um die durch sie selbst in Gang gesetzte Geschichte in irgendeiner Weise voranzutreiben. Das geht – und das ist das Bedauerlichste – auf Kosten der satirischen Schärfe, für die am Anfang des Films, vor allem auch in der wirklich sehr absurd-komischen Nonsensezene, alle Möglichkeiten gegeben sind. Was bleibt, sind einzelne amüsante Szenen und Einfälle, intelligenter Witz in den Dialogen und gelegentlich gelungener Pop – aus Spiekers GmbH.

Frauke Hanck

Kleine Geschichten um den großen Sport



Die Handball-Stürmerin Deparade

schirnerbild

Glück hatten die Organisatoren der Weltmeisterschaften im Eisschnelllauf von Oslo. Zum Abschluß wollten sie den Zuschauern ein besonderes Schauspiel bieten: ein Riesenfeuerwerk, als dessen Höhepunkt der Name des neuen Weltmeisters am Himmel aufleuchten sollte. Vorsichtshalber hatten sie bei der amerikanischen Firma, die die Feuerwerkskörper lieferte, vier Namen bestellt. Wenn ein Außenseiter Weltmeister geworden wäre, dann hätte ihnen das ihren Gag verdorben. Der 24jährige Titelverteidiger Kees Verkerk aus Holland holte sich erneut den Weltmeistertitel im Vierkampf und stellte sogar einen Weltrekord auf. Sein Name leuchtete vom Himmel Oslos.

Die Prügel, die Ernie Terrell im Weltmeisterschaftskampf von Cassius Clay erhielt, wären sicherlich weniger hart ausgefallen, wenn Ernie dem Weltmeister den Gefallen getan hätte, ihn mit seinem neuen Namen, Muhamed Ali, anzusprechen. Der zur Sekte der „Schwarzen Muslims“ übergetretene Clay wird aber schon bald eine weitere Namensänderung vornehmen und dann sicherlich von seinen Gegnern verlangen, daß sie ihn Hadschi Muhamed Ali nennen. Er hat sich nämlich zu einer Pilgerfahrt nach Mekka entschlossen. Und, wem eine „einfache Niederlage“ genügt, wird dann gut daran tun, den erfolgreichen Mekkapilger „Hadschi“ zu nennen.

Bittere Tränen von Verlierern und Siegern – das gibt es nicht alle Tage. In Leverkusen weinten zunächst die Spielerinnen des tschechischen Frauenhandballmeisters Bohemians Prag, weil sie unglücklich in letzter Minute mit 5:6 das Rückspiel im Europacup verloren hatten. Das Hinspiel in Prag hatten sie gegen die Mädchen von Bayer Leverkusen ebenso knapp mit 7:6 gewonnen. Wegen Torgleichheit mußte nun, dem Reglement entsprechend, das Los zwischen Prag und Leverkusen entscheiden. Der Schiedsrichter warf die Münze – und sie entschied für die Tschechinnen. Nun weinten die Siegerinnen, denn sie waren ausgeschieden.

Als „Schwarzarbeit“ bezeichnet die Berufsgenossenschaft, in der die deut-

Der Norweger Lars Grini erreichte in Oberstdorf beim Skifliegen als erster Mensch die Traumgrenze von 150 m.
Foto: Horst Müller



schen Bundesligaspieler organisiert sind, das Spiel ausländischer Spieler in ihren angestammten Nationalmannschaften. Daran dürfte die Freigabe der jugoslawischen Bundesligastars Jusufi (Eintracht Frankfurt), Sekularac (Karlsruher SC) und Skoblar, den Hannover 96 an Olympique Marseille ausgeliehen hat, sowie des für Frankfurt spielenden Österreicher Willi Huberts für ihre Ländermannschaften scheitern. Bei Verletzungen, die aus derartiger „Schwarzarbeit“ entstehen könnten, bestünde kein Versicherungsschutz. Auch die Bundesligamannschaften wollen die Spieler nicht freigeben. „Sie sind unser Kapital“, begründen sie ihre Weigerung. Der Deutsche Fußballbund mußte während der Weltmeisterschaft in England für Haller, Schnellinger und Brülls hohe Versicherungen mit teuren Prämien abschließen, um die „Italiener“ freizubekommen.

Sportliches Mäzenatentum kommt immer mehr in Mode. Wir haben uns daran gewöhnt, daß erfolgreiche Sportmannschaften die Namen großer Firmen führen: Bayer Leverkusen, Opel Rüsselsheim usw. Jetzt übernehmen große Firmen die Schirmherrschaft über Meisterschaften und decken so das Risiko für wenig rentable Veranstaltungen. So standen die Internationalen Hallen-Tennismeisterschaften von Deutschland in Köln unter dem Patronat von „4711“. 1964 hatte in Australien eine Eiskremfirma die Herausforderungsrunde im Davis-Cup übernommen. Getränkefirmen greifen in die Taschen, wenn es sich um die finanzielle Absicherung von Radrundfahrten handelt. Und die Werbechefs reiben sich die Hände. Was für den Sport eine willkommene Hilfe, das ist für sie eine billige Werbung.

Interessante Zahlen über die Bundesliga wurden jetzt vom DFB veröffentlicht. Zu den 786 Spielen der ersten 3 Jahre kamen 19396981 Zuschauer und zahlten 76033695.— DM. Es kamen also im Schnitt 24678 Zuschauer pro Spiel und die Vereine hatten eine Durchschnittseinnahme von rund 100000.— DM. Allein an Vergnügungs- und Umsatzsteuern kassierten die Finanzämter 10 644 717.— DM. Keine schlechte Einnahmequelle...
Willy B. Wange